Deutsche

National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

43. Band

Erste Abteilung

Bremer Beiträger I

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Bremer Beiträger

Erster Teil

Gellerts Fabeln und Geistliche Dichtungen

Herausgegeben

von

Franz Muncker

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Aus leidenschaftlichen Parteikämpfen, die sich zwar oft ins Kleinliche, Persönlich-Gehässige verloren, in der Hauptsache jedoch stets um ästhetisch bedeutende Fragen drehten, wurde unsere neuere große Litteratur geboren. Seit Johann Jakob Breitinger seine „Kritische Dichtkunst“ herausgab (1740), vergröberten sich die kleinen Reibungen, an denen es auch vorher zwischen Gottsched und den Züricher Kunstrichtern trotz ihres allgemein freundlichen Verhältnisses nicht gefehlt hatte, zu maßlos heftigen gegenseitigen Angriffen. In der Begierde, recht zu behalten, schossen beide Parteien über das Ziel hinaus. Statt ihre Ansichten in wissenschaftlich-sachlicher Weise zu verteidigen, machten sie bald einander persönlich lächerlich und scheuten, obwohl der unfreiwilligen Mißverständnisse schon genug vorlagen, auch noch vor bewußten Übertreibungen, Verdrehungen und böswilligen Erfindungen nicht zurück. Bodmer und Breitinger gaben wiederholt bedeutsame Winke zur Begründung und Festigung der dichterischen Kritik und Theorie; sie kämpften immer kräftiger für die Freiheiten des englischen Geschmacks, für das Recht der Phantasie, für die künstlerische Größe Miltons; in Gottscheds Lager wurden namentlich die Grundgesetze des Dramas mannigfach untersucht und das Streben nach Korrektheit

der Sprache, des Verses, der Form überhaupt nicht ohne Erfolg fortgesetzt; der älteren deutschen Litteratur wandten sich beide Parteien forschend zu. Aber diese echten und löblichen Bemühungen waren verdunkelt und meistens geradezu verdeckt durch die schamlose Polemik, die sich überall breit machte. In ihr thaten sich die Anhänger und Jünger der Parteiführer fast noch mehr hervor als diese selbst. Und sogar Männer, die sich absichtlich von dem Parteigezänke fern zu halten suchten, wie Haller, wurden aus äußerlichen Gründen in dasselbe hineingerissen, weil sie durch ihre Abstammung oder durch persönlich freundlichen Verkehr mit der einen oder andern der kämpfenden Scharen näher verbunden schienen.

Mit dem rührigsten Eifer beteiligten sich Gottscheds jüngere Schüler an dem Kampfe. Sie sammelte ein treuer Bundesgenosse des Litteraturdiktators in Leipzig um sich, M. Johann Joachim Schwabe (1714—1784), der später Professor und Universitätsbibliothekar zu Leipzig wurde. Seit dem Juli 1741 gab er die „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" heraus, eine moralische Monatsschrift nach dem bewährten Beispiel der großen Gottschedischen Zeitschriften. Dichterische Versuche aller Art in Versen und in Prosa wechselten darin mit theoretischen, namentlich ästhetisch-kritischen und litterargeschichtlichen Aufsätzen; Gottsched selbst und seine vielen Schüler arbeiteten fleißig mit. Dem Parteihader war hier aber Thüre und Thor geöffnet. Bald jedoch verdroß das endlose Gezänke die begabteren unter den jungen Zöglingen Gottscheds. Durch gleiche Studien und Neigungen miteinander zum Teil schon von der Schule her befreundet, beschlossen sie, künftig von dem unwürdigen Streite möglichst fern zu bleiben. Sie schlugen dem Herausgeber daher vor, er möge die „Belustigungen" mit dem Juni 1744 schließen und dann an ihre Stelle eine ähnliche Monatsschrift treten lassen, in welche keine Polemik Eingang finden sollte; überhaupt sollten für die Aufnahme der einzelnen Beiträge hier strengere Grundsätze gelten als bisher. Schwabe willigte darein, und nun spannten jene Mitarbeiter alle ihre Kräfte an, um wenigstens den Schlußband der „Belustigungen" würdig auszustatten. In der That zeichnete sich nach Inhalt und Ton diese Zeitschrift in der ersten Hälfte des Jahres 1744 vorteilhaft vor den früheren Jahrgängen aus. Inzwischen änderte jedoch Schwabe seinen Entschluß und setzte seine Monatsschrift über den Sommer 1744 hinaus fort. Da traten diejenigen seiner Mitarbeiter, die vor allem eine Änderung erstrebt hatten, zur Gründung einer eignen, von ihm und damit auch von Gottsched unabhängigen Zeitschrift zusammen; ein bremischer Buchhändler, Nathanael Saurmann, bot sich zum Verleger an, und so wurden mit ihm die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", gewöhnlich kurzweg die „Bremer Beiträge" genannt, ins Leben gerufen. Wie bei den „Belustigungen", so sollte auch hier allmonatlich ein Stück erscheinen, ein Vorsatz, den die langsamer arbeitenden Verfasser bald aufgeben mußten. Die Vorrede zum ersten Stück war „Bremen, den 1. des

Weinmonats 1744" datiert; das Titelblatt trug die Jahreszahl 1745. Bis zum Frühling 1748 erschienen vier Bände zu je sechs Stücken; dann folgten mit größeren Zwischenräumen zwischen den einzelnen Stücken bis 1759 noch zwei Bände, mit denen aber die früheren Verfasser nichts mehr zu thun hatten.

Anfangs hatten sich Gärtner, in dessen Kopfe der Gedanke des neuen Unternehmens gereift war, Cramer und Adolf Schlegel zur Begründung der „Bremer Beiträge" verbunden; mit größter Bereitwilligkeit gesellte sich zu ihnen zuerst Rabener, dann Konrad Arnold Schmid, Ebert und Zachariä. Auch Christlob Mylius (1722—1754), der spätere Freund Lessings, gehörte einige Wochen zu ihnen, trat aber bald wieder aus der Gesellschaft aus, die seine litterarische Freiheit zu sehr beschränkte. Von auswärtigen Mitarbeitern war Straube nur vorübergehend, dagegen Elias Schlegel in Kopenhagen anhaltend thätig. Ebenso hatte anfangs Johann Christoph Rost in Dresden (1717—1765) seine Teilnahme zugesagt. Zögernd trat der ängstliche Gellert zu den Beiträgern über. Bald wurde ihre Anzahl durch junge Kräfte verstärkt, die erst 1745 oder 1746 die Leipziger Hochschule bezogen; so schlossen sich ihnen Giseke und der schon 1748 durch einen frühen Tod weggeraffte Matthias Gerhard Spener aus Hamburg, später Fuchs, Johann Christoph Schmidt und Klopstock an. Einige andere, so Klopstocks Freunde Olde, Kühnert, Rothe, scheinen nur in persönlicher, nicht aber in litterarischer Beziehung zu den Beiträgern gestanden zu sein.

Von den Eigenschaften, durch die sich die „Bremer Beiträge" vor den früheren moralischen Zeitschriften Deutschlands unterschieden und denen sie vornehmlich ihren Einfluß auf die weitere Entwicklung unsrer Litteratur verdankten, deutete die Vorrede des ersten Stückes nur wenig an. Sie betonte namentlich die Verbannung jeglicher Polemik: „Vor Streitschriften dürfen sich unsre Leser nicht fürchten. Sie sollen keine Seite in unsern Blättern einnehmen, ob wir uns gleich die Freiheit vorbehalten, nach Gelegenheit der Umstände bescheidne Beurteilungen über andre Schriften einzurücken. Diese Arten von Arbeiten gehören so wohl in die schönen Wissenschaften und zum Vergnügen der Leser als andre Aufsätze. Man muß sie aber ohne Haß und Bitterkeit verfertigen. Es giebt genug kriegerische Gegenden. Man wird schon noch ausmachen, unter welchem Himmelsstriche der gute Geschmack seine meisten Anhänger hat. Wir wollen friedlich zusehen. Sollte man uns für Feinde desselben erklären, so wollen wir doch den Lesern dieser Blätter nicht zumuten, sich in unsern Prozeß zu mengen. Wenn wir es für gut befinden, werden wir schweigen; wo nicht, so werden wir uns bei Gelegenheit in eignen Schriften verantworten." Ferner versprach die Vorrede Unparteilichkeit, Abwechselung von ernsten und scherzhaften Beiträgen, neben den deutschen Originalversuchen auch Übersetzungen oder freie Nachahmungen ausländischer Werke und besondere Rücksicht auf die weibliche Leserwelt, an die sich ja

auch der englische „Spectator“ und die Züricher „Diskurse der Malern“ hauptsächlich mit gewendet hatten. Aber gerade, um diesen „feinsten unter den vernünftigen Seelen“ zu gefallen, glaubten die Beiträger ihre Versuche mit aller erdenklichen Sorgfalt ausarbeiten zu müssen. Möglichste Formenrichtigkeit galt ihnen als höchstes künstlerisches Prinzip. Damit diese erreicht werde, sollte jeder Beitrag den versammelten Mitarbeitern zur Prüfung vorgelegt und erst dann zum Druck zugelassen werden, wenn sich die meisten Stimmen dafür aussprächen und wenn der Verfasser diejenigen Stellen seiner Arbeit, die nicht gleich den Beifall der Mehrheit finden würden, weggestrichen oder seinen kritischen Genossen zu Danke verändert hätte. Das gleiche Gesetz galt auch für die von auswärts eingesandten Beiträge, ja selbst für die Arbeiten des Herausgebers, der nur die Angelegenheiten mit dem Verleger zu ordnen, sonst aber vor den übrigen Genossen nichts voraus hatte. Und wie die Beiträger gemeinsam ihre gegenseitigen Leistungen überwachten, so wollten sie auch den Lesern nicht einzeln, sondern als ununterscheidbare Gesamtheit gegenübertreten; keinem Stücke sollte deshalb der Name des Verfassers beigefügt werden.

Indem die Beiträger alles Gewicht auf die dichterische Produktion legten statt auf die Kritik, trugen sie wesentlich dazu bei, Gottscheds Macht zu untergraben. Denn seine ganze Bedeutung beruhte auf seinem theoretisch-kritischen Wirken; sobald das Augenmerk des deutschen Publikums von diesem abgelenkt wurde, brauchte man sich um ihn überhaupt nicht mehr zu kümmern: was er als Dichter leistete, erhob sich in keiner Weise über mittelmäßige Alltagsreimerei. Andrerseits aber war das Prinzip der äußeren Formenrichtigkeit, das die Beiträger als obersten Grundsatz bekannten, seinem innersten Wesen nach Gottschedisch. Auch sind die meisten von ihnen in der Durchführung dieses Prinzips niemals über Gottscheds Auffassung der Korrektheit hinausgekommen. Logisch einfache und deutliche Entwicklung der Gedanken und Empfindungen, grammatische Richtigkeit und Reinheit und verständliche Klarheit der Sprache, metrische Genauigkeit des Verses und Reimes, kurz äußerliche Regelmäßigkeit war alles, was sie erstrebten, und gelang es ihnen, dieses Ziel zu erreichen, ohne daß man ihnen dabei die aufgewandte Mühe anmerkte, so glaubten sie fast schon mehr als genug gethan zu haben. Sie wußten aber noch nichts von jener höheren Korrektheit, die im künstlerischen Einklang von Form und Inhalt besteht, für welche der rhythmische Wohllaut nahezu wichtiger ist als die metrische Genauigkeit, für welche sogar ein äußerlicher Verstoß gegen das Versmaß, ein unreiner Reim, ein ungewöhnlicher, ja grammatisch bedenklicher Ausdruck, ein Sprung oder eine scheinbare Lücke in der Reihenfolge der Gedanken und Empfindungen, kurz ein kühnes Abweichen von der Regel unter Umständen wünschenswert scheinen kann. Für diese freiere und zugleich tiefere Auffassung der künstlerischen Form war die Zeit noch nicht gekommen; Klopstock war der erste, der etwas davon ahnte;

auch Hagedorn und Haller kannten sie nicht, und die Schweizer Kritiker, die sich zwar auf dem richtigen Wege dazu befanden, thaten gleichfalls die letzten, entscheidenden Schritte nicht. Zwischen Hagedorn und Haller aber suchten sich die Beiträger ihre eigne litterarische Stellung.

Hagedorn billigte unverhohlen die Grundsätze, nach denen sie arbeiteten, und war gleich von Anfang an eifrig mit darauf bedacht, für die neue Zeitschrift einen guten Namen zu finden. Er redete dem Verleger das Wort „Belustigungen" und den Titel „Bibliothek zur Ergötzung des Verstandes und Witzes" aus, und ebenso scheint er Gärtner von dem Titel, den dieser vorschlug, „Deutsche Schriften für die Freunde des Verstandes und Witzes", abgebracht zu haben. Zu Hagedorn, dessen persönliches Wohlwollen einzelne Beiträger schon früher erfahren hatten, traten sie bald alle in ein herzliches Verhältnis verehrungsvoller Freundschaft. Sie holten seinen Rat ein, geizten nach seinem Beifall, feierten ihn in ihren Versen, liebten und ehrten ihn wie einen Vater. In seinen Pfaden wandelten sie ja auch, wenn sie nach zwangloser Korrektheit trachteten. Nach seinem Muster nahmen sie sich vor, in ihren Gedichten munter zu sein, ohne daß sie deshalb den Vorwurf frivolen Leichtsinns befürchteten; denn „vernünftige Leser wissen doch wohl, daß man in einem gewissen Verstande gar nicht scherzhaft sein kann, wenn man nicht zuvor auf der Studierstube eine lange Zeit ernsthaft gewesen ist". Bei Hagedorn fanden sie die meisten Stoffe ihrer Poesie schon behandelt; ihm bildeten sie (außer den dramatischen Stücken) die verschiednen Gattungen derselben nach, die Fabel und die didaktisch-moralische oder satirische Erzählung, das leichte, Anakreontische Lied, die breite lehrhafte Ode und das Lehrgedicht, die poetische Epistel, das Epigramm. Wie er, besangen sie Freundschaft und Liebe, die Freuden des Weins und überhaupt maßvollen, behaglichen Genuß des Lebens, sprachen von Küssen und Rosen, von Nymphen und Zephyrn, von Bechern und Scherzen. Wie er, ahmten sie die leichte französische Poesie bald wörtlich übersetzend, bald freier nach; wie er, übertrugen sie auch mehrere Gedichte der englischen und der antiken Litteraturen, neben Prior und Horaz, an denen sich auch Hagedorn gern versuchte, besonders Lieder von Anakreon. Zwischen Hagedorn und Haller stellten sich die Beiträger mit ihren moralischen Gedichten; noch mehr auf Hallers Spuren wurden sie durch ihre geistlichen Oden und Lieder sowie durch ihre umfangreicheren satirischen und didaktischen Gedichte geführt. Wie sie Haller persönlich, wenngleich mehr aus der Ferne, verehrten und gelegentlich in ihren Versen rühmten, so suchten sie besonders bei ernsten Stoffen die Kürze, die Kraft, den Schwung und die Pracht seiner Sprache, die Erhabenheit seiner Gedanken nachzuahmen — nicht immer freilich mit vollem Erfolge. In die allgemeinen Bahnen der moralischen Zeitschriften, wie sie nach dem Muster der Engländer die Schweizer zuerst bei uns begründet hatten, lenkten sie mit ihren prosaischen Aufsätzen ein, welche die verschiedensten sittlichen, religiösen, gesellschaftlichen und litterarischen Fragen

behandelten. Allmählich neigten sich denn auch die Beiträger nicht nur in ihrer Schriftstellerei, in ihren kritisch-ästhetischen Anschauungen, sondern auch im menschlichen Verkehr mehr den Schweizern zu; sie machten aus ihrer persönlichen Achtung für Bodmer und Breitinger kein Hehl, erbaten sich in zahlreichen Fällen den Rat und die freundschaftliche Unterstützung derselben und führten einen regen, aufrichtigen Briefwechsel mit ihnen. Sie trugen vor allem zur Festigung des Ansehens und zur Verbreitung des Einflusses der Züricher in Norddeutschland bei und bereiteten so das Wiedererstehen einer echten, großen Poesie in den nördlichen Teilen unsers Vaterlandes kräftig vor.

Die Herausgabe der „Bremer Beiträge" leitete zuerst Karl Christian Gärtner, der älteste unter den Freunden. Geboren am 24. November 1712 zu Freiberg, hatte er mit Gellert und Rabener die Fürstenschule zu Meißen und darnach die Universität Leipzig besucht und mit Gottscheds nächsten Schülern an der Verdeutschung des Bayle und andern Übersetzungen aus dem Französischen gearbeitet. Jetzt verdiente er sich sein Brot als Hofmeister, war in dieser Stellung aber mehrmals genötigt, Leipzig auf mehrere Wochen zu verlassen, bis er im April 1747 endgültig von der Universitätsstadt schied und sich in Braunschweig, zuerst noch als Hofmeister zweier junger Grafen, seit 1748 aber als Professor der Beredsamkeit und Sittenlehre an dem neugegründeten Collegium Carolinum, eine neue Heimat gewann. 1775 wurde er zum Kanonikus am Stifte St. Blasii zu Braunschweig, 1780 zum Hofrat ernannt; am 14. Februar 1791 starb er in hohem Alter, als Lehrer, als Familienvater und Bürger allgemein hochgeachtet und geliebt. Er that sich weniger durch eigne schriftstellerische Leistungen hervor als durch die besonnene Kritik, durch welche er die Arbeiten seiner Freunde förderte. In späteren Jahren gab er auch gesammelte Werke seiner Freunde Gisete, Adolf Schlegel und anderer heraus. Selbst verfaßte er neben Reden für das Karolinum namentlich das Schäferspiel „Die geprüfte Treue", mit dem die „Bremer Beiträge" eröffnet wurden. Das Stück bewegt sich in derselben idealistisch-arkadischen Richtung wie die andern Schäferspiele der Gottschedischen Schule, wie namentlich die gleichzeitigen Stücke Gellerts. In den Personen, die Gärtner verständig auf die wenigen, unentbehrlichen Träger der dürftigen, aber lebhaft bewegten Handlung beschränkt, stellen sich die herkömmlichen Gegensätze des sehnsüchtig werbenden treuen und des flatterhaften Schäfers, der spröden und der munter-zutraulichen Schäferin dar. Doch zeichnet sich „Die geprüfte Treue" vor den meisten verwandten Stücken jener Zeit durch feinere Anmut der Sprache und durch größere Wahrheit in der Schilderung unschuldiger ländlicher Verhältnisse aus. Viel später verfaßte Gärtner noch ein einaktiges Lustspiel „Die schöne Rosette" (Leipzig 1782), dessen Stoff er aus „Le triomphe du temps passé" von Le Grand entlehnte, aber völlig frei im Deutschen bearbeitete. Die Freunde rühmten Gärtners strengen, ernsten, gesetzten Charakter, seine

weise, feinem Scherz nicht abholde Zufriedenheit, seine unverstellte Wahrheitsliebe im Urteil über ihre Leistungen.

Während Gärtners zeitweiliger Abwesenheit und nach seiner endgültigen Entfernung von Leipzig leitete Nikolas Dietrich Giseke die „Beiträge", einer der jüngeren, aber zugleich litterarisch regsamsten und gewandtesten Mitarbeiter. Er stammte aus einer Hamburger Familie und wurde am 2. April 1724 zu Csoba in Ungarn geboren, wenige Tage vor dem Tode seines Vaters. Seine ganze Jugend verlebte er in Hamburg, wo er sich Brockes und Hagedorn zu väterlichen Freunden gewann. 1745 bezog er zum Studium der Theologie die Universität Leipzig. Die dichterischen Keime, die durch jene Hamburger Anregungen in seiner Seele geweckt worden waren, entfalteten sich jetzt im vertrauten Umgang mit den übrigen Beiträgern mehr und mehr. Im April 1748 verließ er Leipzig und war als Hofmeister dann einige Jahre in Hannover und Braunschweig thätig, bis er 1753 als Prediger nach Trautenstein im Fürstentum Blankenburg am Harz berufen wurde. Er verheiratete sich jetzt mit Johanna Katharina Eleonore Cruse, der Tochter eines Geistlichen zu Gerdau im Lüneburgischen, die er bis in seine letzten Jahre vielfach als Daphne besang. Im Sommer 1754 siedelte er als Cramers Nachfolger im Oberhofpredigeramt nach Quedlinburg über. 1760 berief ihn Fürst Christian Günther von Schwarzburg-Sondershausen, der ihn in Braunschweig schätzen gelernt hatte, als Superintendent und Konsistorialassessor nach Sondershausen. Hier wirkte er, ohne daß 1763 ein ehrenvoller Ruf nach Frankfurt a. M. ihn verlocken konnte, bis zu seinem frühen Tode am 23. Februar 1765.

In seinem Berufe sehr tüchtig und allerseits hochgeachtet, gewinnt Giseke unsere volle Teilnahme besonders durch seinen menschlich liebenswürdigen, bescheidenen, zur Zärtlichkeit neigenden, dabei jedoch muntern und heitern Charakter. Er stand, so lange er lebte, unter allen Beiträgern Klopstock am nächsten; mit ihm allein dutzte sich der Sänger des „Messias", ihm verdankte er die erste Bekanntschaft mit Meta, zu deren besten Freunden Giseke stets gehörte.

Als Dichter war dieser keineswegs eigenartig und ursprünglich, aber ziemlich vielseitig. Er verfaßte umfangreiche moralische und didaktische Gedichte (besonders über religiöse und ästhetische Fragen) nach dem Muster Hagedorns und Hallers, geistliche Lieder halb im Stil Gellerts, halb in dem Cramers und Adolf Schlegels, lehrhafte Oden, Freundschafts- und Liebesoden und -lieder, Gelegenheitsgedichte im engeren Sinne, scherzhafte und satirische Gedichte, Kantaten, Epigramme, die er aus Martial und Owen übersetzte, Fabeln und Erzählungen in der Art Hagedorns und Gellerts (nur wenige Tierfabeln darunter), tändelnde Briefe, die in der Manier der Anakreontiker gehalten und aus Prosa und Versen gemischt waren. Er übersetzte aus Thomson, Milton, Glover und Racine; er bildete Psalmen und Horazische Oden nach. Er versuchte sich in den

verschiednen Vers- und Strophenmaßen der gereimten Poesie, in Alexandrinern, in vers légers, aber auch in den von Uz zuerst gebildeten Pseudohexametern, die im Grunde nur verkappte reimlose Alexandriner mit doppelter Senkung im dritten und sechsten Fuße waren, und als Klopstock die Bahn für die echte antike Metrik gebrochen hatte, ahmte er alsbald den Hexameter und mehrere antike Strophengefüge des Messiassängers nach und verstieg sich später sogar zu reimlosen fünffüßigen Jamben. Früher wirkten Thomson, dessen Einfluß durch Brockes vermittelt war, daneben Hagedorn und seine französischen Vorbilder wie seine älteren deutschen Schüler bestimmend auf Gisekes Dichtung ein, namentlich Gellert, dessen Plauderhaftigkeit der jüngere Beiträger gut nachahmte, während ihm die leichte Anmut, die zwanglose Zierlichkeit seines Vorbildes nicht immer glückte; später bekunden die meisten seiner Gedichte den tiefen Eindruck, den Klopstocks Schöpfungen auf ihn gemacht hatten, besonders ein in Hexametern begonnenes, doch über den ersten Gesang nicht hinausgediehenes Lehrgedicht „Versuch vom Gebete" (1757), dem sich ein weiteres großes Lehrgedicht von der Erziehung anschließen sollte. Giseke besaß keine kühne, hoch emporfliegende, weit ausspähende Phantasie; keine verzehrende Leidenschaft durchflammte sein Herz mit stürmischen Empfindungen; machtvoll fortreißende Begeisterung fehlte ihm und seiner Poesie. Aber auch Liederstrophen mit einfacher gesanglicher Melodie waren bei ihm selten. Einen gewissen lehrhaften Anstrich hatte so ziemlich alles, was er dichtete; die Reflexion war dabei überall in hohem Grade thätig. Anmutige Innigkeit der Empfindung, schlichte Klarheit der Gedanken, liebenswürdige Reinheit der sittlichen Anschauung und ein leichter, gefälliger Fluß der Darstellung waren die hauptsächlichen Vorzüge seiner Poesie; freilich schlich sich hie und da auch mancher nüchterne Einfall, manche prosaische Redewendung in seine Verse ein. Nichtsdestoweniger sprechen uns noch heute seine Gedichte, ohne irgendwie bedeutend zu erscheinen, durch jene bürgerlich brave Liebenswürdigkeit an, die Gisekes eigentliches Wesen ausmachte.

Dichterisch wenig thätig war Konrad Arnold Schmid aus Lüneburg, am 23. Februar 1716 geboren. Er studierte zuerst in Kiel und Göttingen, dann in Leipzig Theologie, promovierte hier zum Doktor der Philosophie, wurde 1746 nach dem Tode seines Vaters dessen Nachfolger im Rektorat des Johanneums seiner Vaterstadt, 1760 Professor der Theologie und der römischen Litteratur am Karolinum in Braunschweig, 1777 Kanonikus des St. Cyriakstifts daselbst, 1786 Konsistorialrat und starb am 11. oder 17. November 1789. Frühzeitig versuchte er sich in lateinischen Versen; später verfaßte er mehrere lateinische Schulprogramme ästhetischen oder geschichtlichen Inhaltes, übersetzte Verschiednes aus dem Griechischen und Lateinischen, namentlich den „Ätna" des Cornelius Severus (1769), bearbeitete Georg Raphels Übersetzung des Arrian (1710) neu (1764) und lieferte unter anderm wertvolle Beiträge zur Kirchengeschichte

des Mittelalters. Nach altem Herkommen verfertigte er als Lüneburger Rektor „Kantilenen“ für den Gottesdienst am Weihnachtsfest, welche seine Freunde 1761 als „Lieder auf die Geburt des Erlösers“ herausgaben, und als sein Freund Gärtner Kanonikus am St. Blasiusstifte wurde, begann er 1775 ein komisches Epos, „Des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen“, das er endlich 1784 vollendete und im Augusthefte des „Deutschen Museums“, dann 1786 besonders zu Berlin und Stettin drucken ließ. Hier ahmte er (in gereimten Alexandrinern) den humoristischen Stil des späteren Wieland nach, stellenweise nicht ohne Glück; aber dem Ganzen fehlte Leichtigkeit, Frische, ja oft selbst Einfachheit und Deutlichkeit der Darstellung, Witz und Laune waren ziemlich erkünstelt, Satire und Ironie überhaupt kaum vorhanden, und im einzelnen störte oft die plauderhafte Breite des Vortrags, die Häufung der Ausdrücke, der keineswegs immer eine Fülle von Gedanken entsprach. Schmids ältere Gedichte klingen im allgemeinen an Hagedorns Poesie, auch an die vorausgehende lehrhafte Lyrik und gelegentlich an antike Muster an, tragen aber keinen bestimmten einheitlich-individuellen Charakter; seinen geistlichen Liedern, die vielfach mit den ähnlichen Gedichten Cramers verwechselt wurden, rühmten die Zeitgenossen Gefälligkeit der Sprache und des Versbaus, Kraft und Mannigfaltigkeit der Gedanken, Innigkeit des Gefühls nach — ein Lob, das wir heute nur mit einiger Einschränkung ihnen zu erteilen vermögen.

Nicht minder überschätzten die gleichzeitigen Leser das dichterische Verdienst Johann Adolf Schlegels, des jüngeren Bruders Johann Elias Schlegels*). Am 18. September 1721 zu Meißen geboren, genoß der schwächliche Knabe zuerst den Unterricht von Hauslehrern, bis er am 3. Juni 1735 in die Fürstenschule zu Pforta aufgenommen wurde. Hier, wie auch später, wirkte der Rat, die Aufsicht und das Beispiel seines älteren Bruders bestimmend auf sein Leben und Arbeiten, besonders auf seine litterarischen Studien und Versuche, ein. Am 1. Juni 1741 verließ er die Pforte und bezog als angehender Theologe gleich den meisten Beiträgern die Universität Leipzig. Hier lag er an den Blattern längere Zeit schwer darnieder; nach seiner Genesung aber entwickelte sich sein Körper erst zu der normalen Größe und Stärke, die ihm bis dahin gefehlt hatte. Die schönen Wissenschaften, zu denen auch für ihn eine Zeit lang Gottsched den vermittelnden Führer machte, zogen ihn mächtig an, so daß er einzelne Zweige seines Fachstudiums darüber fast vernachlässigte. Er war übrigens unter den ersten, die sich von Gottsched abwandten und den Plan einer neuen Zeitschrift faßten; er hat auch mit am fleißigsten an den „Bremer Beiträgen“ und ihrer Fortsetzung gearbeitet. Schon im Sommer 1745 hatte er eine Satire gegen die Schäferspiele der Gottschedischen Schule vollendet und unter den Pseudonymen Orontes und Pottelwitz

*) Über diesen sowie über Gellert, Rabener und Zachariä vgl. die besonderen Einleitungen zu der Auswahl ihrer Schriften.

an Bodmer gesandt, der mit Breitinger dafür sorgte, daß sie 1746 zu Zürich im Druck erschien: „Vom Natürlichen in Schäfergedichten, wider die Verfasser der bremischen neuen Beiträge verfertigt von Nisus einem Schäfer in den Kohlgärten, einem Dorfe vor Leipzig". Aber trotz der äußersten Vorsicht und trotz der vorgeblichen Polemik gegen die Bremer Beiträger wurde Schlegel von mehreren Lesern des Büchleins sogleich als Verfasser vermutet. Nach seinem Abgange von der Universität übernahm er 1746 eine Hauslehrerstelle in dem kursächsischen Städtchen Strehla, von wo aus er im eifrigsten Briefwechsel mit den Leipziger Freunden blieb, und zog 1748 gemäß einer früheren Abrede zu Cramer nach dem Dorfe Crellwitz zwischen Magdeburg und Halle. Er unterstützte seinen gastlichen Freund bei dessen Übersetzung des Chrysostomos, übertrug aber auch selbst unter andern französischen Werken das damals als grundlegendes Lehrbuch der Ästhetik vielgebrauchte Werk des Abts Batteux, „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz" (Leipzig 1751; zweite Auflage 1759, dritte 1770, zu zwei Bänden vermehrt, deren einer Schlegels eigne, durch Batteux' Buch veranlaßte ästhetische Abhandlungen enthielt). Anfangs ein unbedingter Anhänger der ziemlich oberflächlichen Lehre des Franzosen von der Nachahmung der Natur, wurde Schlegel während der Arbeit des Verdeutschens immer skeptischer, so daß er es schließlich an berichtigenden Anmerkungen und Zusätzen zu dem übertragenen Texte nicht fehlen ließ. 1751 wurde er als Diakonus und Collega extraordinarius an der Schulpforte angestellt. Hier begann er seine (gleichfalls mit berichtigenden und erklärenden Anmerkungen reichlich versehene) Übersetzung von Anton Baniers „Erläuterung der Götterlehre und Fabeln aus der Geschichte". Er vollendete davon fast vier Bände, die von 1754 bis 1765 zu Leipzig erschienen; einen fünften Band ließ 1766 Johann Matthias Schröckh folgen, der schon den vierten herausgegeben hatte. 1754 wurde Schlegel als Pastor primarius und als Professor der Theologie und Metaphysik am Gymnasium nach Zerbst berufen. Am 15. März 1759 wurde er zum Pastor an der Marktkirche in Hannover erwählt; am 25. Mai 1759 trat er das neue Amt an*). Hier, wo ihm endlich mehr Muße zu gelehrten und schönwissenschaftlichen Arbeiten blieb, fuhr er fort, wie schon in Zerbst seine Predigten zu sammeln, veranstaltete oder veranlaßte wenigstens Ausgaben seiner geistlichen und weltlichen Gedichte, verfaßte geschichtliche und theologische Schriften, die zum Teil für den Jugendunterricht bestimmt waren, und veröffentlichte Gellerts „Moralische Vorlesungen" und Gisekes Predigten. 1775 wurde er zum Konsistorialrat, Superintendent und Pastor primarius an der Hof- und Stadtkirche befördert, 1787 von der Universität Göttingen durch die theologische Doktorwürde ausgezeichnet. Er starb am 16. September 1793 zu Hannover, als seine beiden Söhne August Wilhelm und Fried-

*) Die Mitteilung dieser genauen Daten verdanke ich der Freundlichkeit der Herren Johannes Barnstorff und Dr. Bodemann, Direktor der kgl. Bibliothek zu Hannover.

rich schon begonnen hatten, in unserer Litteratur sich einen geachteten und gefürchteten Namen zu machen.

Den Dichter Adolf Schlegel bewunderten seine Freunde vor allem wegen der Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, mit der er arbeitete. Verlangten die übrigen Beiträger von ihm, daß er ein paar Verse verbessere, so fuhr er gewöhnlich unwillig auf; dann aber schlug er selbst gleich mehrere neue Fassungen vor, unter denen die Wahl den Genossen oft schwer fiel. Schon an dem Schüler der Pforte rühmte sein Mitschüler Janozki den Tiefsinn seiner Gedichte, die allerdings flüchtigen Lesern sehr trocken vorkämen, während Menschen, die ans Nachdenken gewöhnt seien, viel Edles darin fänden. Die moderne Kritik muß, ohne den Vorwurf der Flüchtigkeit zu befürchten, jenen Tadel erneuern. Das epische Lehrgedicht „Der Unzufriedne" in acht Büchern, das umfangreichste poetische Werk Schlegels (1745), dessen Inhalt im allgemeinen den „Metamorphosen" Ovids (ebenso wie Zachariäs gleichzeitige „Verwandlungen") nachgebildet ist, leidet an Armut der Empfindung wie an ermüdender Breite und erkältender Nüchternheit der Darstellung. Ein und dasselbe Motiv wird bis zum Überdruß oft wiederholt; eine Handlung, die zur Not eine Fabel von etwas größerem Umfange bilden könnte, wird zu acht weitschweifigen Gesängen von durchschnittlich zwei- bis dreihundert schwerfälligen Alexandrinern ausgedehnt; Begeisterung, Glut der Phantasie, Wärme der Empfindung, Kraft und Pracht des Vortrags sucht man vergebens. Statt dessen findet man nur eine gewisse einfach-natürliche Sauberkeit des Ausdrucks, eine sorgfältige, aber sehr oft prosaische Umständlichkeit der Schilderung und eine ziemlich hausbackene Moral, die der Verfasser aber verhältnismäßig selten mit kahlen Worten nüchtern ausspricht. Äußerlich ist das lehrhafte Element viel stärker in Schlegels Fabeln und Erzählungen vertreten, die, vielfach gefeilt und umgearbeitet, 1769 von Gärtner gesammelt und herausgegeben wurden. Sie verfolgen dieselben sittlichen Absichten und bekämpfen ähnliche Fehler und Gebrechen wie die Fabeln Gellerts, weisen im Stil aber noch mehr die Nachahmung Hagedorns als die Gellerts auf. Schlegel schöpft aus Äsop, Phädrus, La Motte, La Fontaine, Richer, aus Pitavals „Saillies d'esprit", d'Argensville und andern französischen Schriftstellern, aus Luthers Tischreden, Zinegrefs „Apophthegmata" und verschiednen weiteren geschichtlichen Quellen, Anekdotensammlungen u. dgl. Die Tierfabel tritt bei ihm nicht so sehr wie bei Gellert hinter der moralischen Erzählung zurück, die rationalistischer nur Menschen zu Trägern der Handlung wählt. Die leichte Natürlichkeit und Anmut seiner Meister erreicht Schlegel nur selten, wenngleich sein dichterisches Vermögen sich hier am beweglichsten und gewandtesten zeigt. Die Moral ist meistens zu unverhältnismäßig weitgestreckten lehrhaften Betrachtungen ausgesponnen. Lehrhafte Weitschweifigkeit ist gleichfalls der Grundfehler der geistlichen Lieder Schlegels. Tiefe und Leidenschaft der religiösen Empfindung und Erhabenheit der Idee mangelt ihnen samt und sonders; überall waltet zu viel verstandes-

mäßige Reflexion, die nur zu sehr an die nüchterne, ja selbst frostige Prosabetrachtung erinnert. Sprachlich und metrisch korrekt ist ziemlich alles, das meiste auch leicht faßlich, nur oft auch seicht und platt. Statt der volkstümlichen Innigkeit und Naivetät des echten Kirchenliedes trifft man bei Schlegel vielfach einen rhetorisch gearteten Stil an; aber auch hier vermißt man das belebende dichterische Feuer: matt und lahm bewegt sich seine Rede wie sein Gedankengang trotz aller äußeren Kunstmittel der Darstellung. Neben eignen geistlichen Gedichten arbeitete er rücksichtslos nach modernen Grundsätzen der Sprache, der Metrik, überhaupt der ganzen Denk- und Dichtweise viele ältere Kirchenlieder um, bekannte und unbekannte, solche, die einer derartigen Erneuerung wirklich bedurften, und solche, die sie nie und nimmer vertragen, wie Luthers „Ein feste Burg“. Den kindlich-herzlichen Ton der alten Lieder zerstörte er dabei meistens; seine nüchterne Korrektheit verwässerte oft die Kraft der früheren Gesänge. Im allgemeinen war Cramer das Vorbild für seine geistliche Dichtung; aber gerade die Vorzüge der Cramerschen Lieder, ihr Pathos der Begeisterung, ihre schwungvoll-nachdrückliche Sprache, wußte er sich nur in geringerem Grade anzueignen. Ebenso wies Schlegel selbst auf Cramer als sein Muster für seine religiösen Gesänge im Odenstil, überhaupt für seine Oden hin. Er ahmte die Dichtungsweise des Freundes vor allem nach, wenn er einen erhabenen Gedanken auszumalen, einen äußern oder innern Vorgang rhetorisch zu beschreiben versuchte. Aber sein Pathos war doch meistens noch äußerlicher als das Cramers: oft ersetzte nur ein Schwall pomphaft klingender Worte das mangelnde Feuer echter Herzensbegeisterung. Lehrhafte Breite, sittlicher Ernst und Charakterreinheit, saubere Sprache und Versifikation blieben auch hier die Grundeigenschaften seiner Lyrik. Religion, Freundschaft und allgemein moralische Themata bildeten den Inhalt dieser Oden. Einige von ihnen waren in freier Weise Psalmen nachgebildet, an die ja auch Cramer mit Vorliebe anknüpfte; andere waren aus Horaz übersetzt. Nicht selten schlug Adolf Schlegel auch heitre, Anakreontisch-scherzhafte Töne an; als Jüngling verfaßte er sogar manches kecke Lied, das er später in die Sammlungen seiner Gedichte nicht aufzunehmen wagte. Desgleichen entwarf er auch ein paar aus Prosa und Versen gemischte, tändelnde Freundschaftsbriefe. Zuerst bewegte er sich durchaus in gereimten Versmaßen; später versuchte er sich auch in halb antik gebildeten und in Anakreontischen Metren, und seit Klopstocks Auftreten ahmte er mehrere Jahre lang mit der Sprache, den Gedanken und der gesamten Anschauungs- und Darstellungsweise des Freundes auch dessen Strophen fleißig nach.

Ähnlichen Charakters wie Schlegels Gedichte waren seine Kanzelreden, die seit 1754 in verschiednen mehrbändigen Sammlungen erschienen. Auch sie litten an Weitschweifigkeit; auch bei ihnen war auf die künstliche Ausarbeitung des Inhalts wie des Stils eine zu ersichtliche Mühe verwandt, als daß sie einfach und kraftvoll, eindringlich belehrend oder lebhaft

rührend wirken konnten. Französische und römische Redner, unter den deutschen namentlich Mosheim waren die Vorbilder, denen Schlegel als Prediger nacheiferte. Von ihm in seiner überaus lebhaften Weise vorgetragen, machten seine Kanzelreden einen ungleich bedeutenderen und tieferen Eindruck als bei der Lektüre; mit Recht gewann sie daher ihrem Verfasser, so lang er lebte, den Ruhm eines der größten Kirchenredner unseres Volkes.

Nicht so fruchtbar an litterarischen Leistungen wie Schlegel war Johann Arnold Ebert; seine Gedichte halten aber vielleicht vor dem modernen Geschmack eher Stich, und das geschichtliche Verdienst seiner Übersetzungen wird stets rühmlichst anerkannt werden müssen. Ebert wurde am 8. Februar 1723 zu Hamburg geboren, der Sohn eines armen Stadtsoldaten. Gleichwohl erhielt er in seiner Vaterstadt eine tüchtige Gymnasialbildung. Auch Hagedorn nahm sich freundschaftlich seiner an, pflegte sein poetisches Talent, das sich zunächst in Gelegenheitsgedichten und Liedern zur Musik offenbarte, und forderte ihn zu einer Übersetzung der französischen Abhandlungen des de la Nauze über die Lieder der alten Griechen auf, die er 1747 in seinen eignen „Oden und Liedern" abdruckte, ermunterte ihn auch zur Erlernung der englischen Sprache und zu Übersetzungen aus der englischen Litteratur. 1743 bezog Ebert die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Bald aber bestimmte ihn die engherzige Strenge, mit der die Hamburger Geistlichen seine harmlos-heitern Verse von Liebe und Wein verdammten, die theologische Wissenschaft mit der philologischen zu vertauschen. Den Bremer Beiträgern gesellte er sich bald bei, ohne aber jemals ein besonders fleißiger Mitarbeiter an ihrer Zeitschrift zu werden. 1748 wurde er als Hofmeister an das Karolinum in Braunschweig berufen, bald darauf zum Lehrer des Englischen daselbst ernannt und 1753 zum ordentlichen Professor befördert. Als solcher las er auch über die Gelehrtengeschichte und seit 1770 über die griechische Sprache und Litteratur. Unter seine ersten Schüler in Braunschweig gehörte der dortige Erbprinz und spätere Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der ihm wie die ganze fürstliche Familie stets herzlich gewogen blieb. Erst 1773 verheiratete sich Ebert mit Luise Gräfe, der Tochter eines braunschweigischen Kammerrats; 1775 wurde er zum Kanonikus am St. Cyriakstift, 1780 zum Hofrat ernannt. Treu und unermüdlich wartete er auch im Alter seines Berufes; kleine Reisen zu den Freunden in Hamburg, Berlin, Göttingen, Dresden, Leipzig, Weimar, Gotha, Jena, Halberstadt, Wernigerode unterbrachen alljährlich einmal die Arbeit. Nach kurzer Krankheit starb er am 19. März 1795.

Ebert war allgemein geachtet und geliebt wegen seines trefflichen Charakters und seiner gesellschaftlichen Gewandtheit; nicht minder wurden seine wissenschaftlich-künstlerischen Vorzüge geschätzt. Er war vielleicht der litterarisch gebildetste unter den Beiträgern. Er kannte besser als die übrigen Genossen die Sprachen und Dichtungen der wichtigsten Kultur-

völker; schon in Leipzig lernten mehrere Freunde von ihm Englisch. Seine Teilnahme erstreckte sich auf die meisten Geisteswissenschaften, seine Bibliothek enthielt Bücher aus den verschiedenen Fächern des Wissens und der Forschung. Mit innigem Entzücken gab er sich dem Genuß aller Künste, der Malerei wie der Poesie und Musik, hin. Die Freundschaft zu den Gefährten seiner Studienjahre pflegte er warm im späteren Leben. Mehrere der Beiträger wirkten mit ihm am Karolinum; hernach gesellte sich vornehmlich noch Lessing zu seinen näheren Bekannten. Ebert überlebte alle diese Genossen außer Klopstock, der in der Jugend wie im Alter an ihn seine wärmsten Freundschaftsoden richtete..

Als Dichter begann Ebert mit zierlich ausgefeilten Anakreontischen Liedern von Wein und Liebe, die durchweg die Nachahmung Hagedorns verrieten, und mit Fabeln, die gelegentlich einen keck-satirischen Ton anschlugen. Seine eigentliche Stärke hatte er in poetischen Episteln, welche meistens durch eine bestimmte äußere Gelegenheit veranlaßt waren und ihre Darstellung auch an diesen Anlaß anknüpften, dann aber im allgemeinen dem Preise der Freundschaft und Liebe, der Natur, der Kunst und Wissenschaft dienten und namentlich reich an litterarischen Anspielungen aller Art waren. Auch hier waren Hagedorn und die älteren französischen und englischen Epistolographen zuerst Eberts Vorbilder; später machte sich auch bei ihm der Einfluß Klopstocks mehrfach bemerkbar. Er selbst pries unter seinen Mustern am höchsten die Franzosen, die als die größten Schöpfer in dieser Gattung Natur und Kunst meisterlich mit einander vereinten, jeder Kleinigkeit Reiz zu geben wüßten, attisches Salz und römische Urbanität, lebhaften Witz, heitre oder mutwillige Laune, charakteristische Züge des Poeten oder seines Zeitalters, anmutige Bilder und reizende Gemälde aus der Natur oder dem bürgerlichen Leben, sanfte oder zärtliche Empfindungen, viel Wärme, die höchste Eleganz der Sprache und den möglichsten Wohlklang des Versbaus nie vermissen ließen. Nach den gleichen Vorzügen strebte auch er. Größte Sorgfalt der sprachlich-metrischen Form, leichter Fluß der Darstellung, Anschaulichkeit, Lebhaftigkeit der Rede, geistreiche Beweglichkeit der Gedanken, dabei heitrer Humor und feiner Witz, der doch nie die feste Grundlage ernster Sittlichkeit verlor, waren meistens Vorzüge der Episteln Eberts; mehrere von ihnen fielen nur zu breit aus und waren nicht frei genug von Wiederholungen. In anderen hatte die Zierlichkeit der Darstellung etwas Bürgerlich-Steifes an sich; einen übermäßig breiten Raum nahm das schildernde Element ein. Handlung fehlte den Gedichten Eberts ziemlich durchaus; sie gehörten samt und sonders in jedem Sinne zur beschreibenden Poesie. Das gilt auch von den Gelegenheitsgedichten, die er in seinen reifsten Jahren auf die Episteln folgen ließ, mochten sie nun einen rein lyrischen oder einen halb epischen Charakter haben. Er versuchte sich bei ihnen zuletzt sogar in der damals wieder erneuten Form des Sonetts, teilweise freilich mit regelwidrig freier Reimstellung.

Litterargeschichtlich bedeutender als Eberts eigne Gedichte waren seine Übersetzungen aus der englischen Poesie. Zuerst (1748) übertrug er Richard Glovers (1712—1785) historisches Epos „Leonidas" (1737 erschienen) in deutsche Prosa. Dann wandte er sich mit treuem Fleiße den Werken von Edward Young (1681—1765) zu und verdeutschte, gleichfalls in Prosa, seine „Nachtgedanken", seine Satiren auf die Ruhmbegierde, seine „Gelassenheit im Leiden" nebst andern Gedichten des Engländers, die er in mehreren Sammlungen seit 1754, namentlich in der fünfbändigen, mit reichen, vortrefflich erläuternden Anmerkungen ausgestatteten Ausgabe der Dichtungen Youngs (1760—1771) veröffentlichte. Eberts Übersetzungen zeichneten sich durch getreue und klare Wiedergabe des Sinnes und Wortlauts seiner Vorlagen aus. Sein Deutsch war zwar breiter als das abgeknappte Englisch Youngs, seine Übertragung war hie und da schon an sich eine erklärende Umschreibung; seine Sprache bot aber nichtsdestoweniger den Zeitgenossen das in Deutschland noch seltene Muster einer rhythmisch schön abgewogenen Prosa. Auf die weitere Entwicklung unserer dichterischen Litteratur war vornehmlich die Einführung Youngs vom allergrößten Einfluß. Außer diesen an lehrhaftem Gehalte reichen Dichtungen übersetzte Ebert besonders noch einige theologische Abhandlungen aus dem Griechischen und aus dem Englischen.

Von den Schriftstellern, die nur vorübergehend an den „Bremer Beiträgen" teilnahmen, gehörte Gottlob Benjamin Straube noch zu den richtigen Gottschedianern, unter denen er sich wenige Jahre vorher durch seine litterarische Fehde mit Elias Schlegel über die Komödie in Versen — freilich nicht eben sehr geistreich — hervorgethan hatte; später ging auch er in das Lager der schwärmerischesten Klopstockianer über. Er versuchte sich ferner mit Übersetzungen französischer Dramen (darunter Voltaires „Nanine" 1750). Nachdem er Leipzig 1742 verlassen hatte, war er eine Zeit lang in Berlin journalistisch thätig; dann wurde er Gymnasiallehrer in Breslau und starb als solcher 1773. Auch Mylius ging, als er sich für ein paar Wochen an die Beiträger anschloß, noch vollständig in den Bahnen Gottscheds; von ihnen wich er erst bald darnach einigermaßen ab, als er im freundschaftlichen Verkehr mit Lessing in Leipzig und in Berlin bis zu seinem frühen Tode (1754) eine sehr rege litterarische Wirksamkeit entfaltete (vgl. Lessings Vorrede zu seinen „Vermischten Schriften" in Band 64 der „Deutschen Nationallitteratur").

Dagegen war Gottlieb Fuchs, als er sich zu den Beiträgern gesellte, schon von Gottscheds Regelzwang freier geworden und unter die Nachahmer Hagedorns gegangen. Am 12. April 1720 zu Lippersdorf im Erzgebirge geboren, der Sohn eines armen Bauern, war er bis in sein achtzehntes Jahr selbst mit Bauernarbeit beschäftigt. Dann endlich durfte er die Stadtschule in Freiberg besuchen und 1745 mit 7½ Gulden sich auf den Weg zur Universität nach Leipzig machen. Hier gab er neben andern poetischen Versuchen ein Gedicht, das seine ängstlichen Empfindungen beim

Gedanken an die ungewisse Zukunft ausdrückte, Gottsched zur Prüfung. Dieser druckte es in seinem „Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste“ ab und empfahl den armen Verfasser mit warmen Worten edlen Menschenfreunden. Sein Appell an die Wohlthätigkeit war nicht vergeblich. Hagedorn unterstützte von da an auf das freigebigste den „Bauerssohn“ und sammelte bei seinen Freunden außerdem so viel, daß Fuchs fünf Jahre lang Theologie in Leipzig studieren konnte. Dann kam er nach Dresden, wurde 1751 Diakonus zu Zehren bei Meißen und 1769 Pfarrer in Taubenheim bei Freiberg; 1787 in den Ruhestand versetzt, starb er am 16. April 1799. Seine ersten Gedichte, namentlich die in Alexandrinern abgefaßten, verrieten die Schule Gottscheds, zeichneten sich aber von Anfang an durch warme Innigkeit und eine wirklich poetische Anschauung und Sprache aus. Später bestimmte ihn die dankbare Verehrung, die er dem Menschen Hagedorn zollte, daß er auch den Dichter Hagedorn eifrig nachahmte; Liebe, Wein, die Freuden der Natur und harmlose Lebenslust besang er nunmehr in den modern gewordenen Anakreontischen Tönen, und er that auch dies gewandt, mit natürlicher Frische, mit Leichtigkeit, Humor und Witz und ließ es neben den zärtlich-weichen Klängen auch nicht an kraftvollen, männlichen Stimmungen fehlen.

Von den jüngeren Freunden, die mit Klopstock in die Gesellschaft der Beiträger eintraten, besaß der Vetter des Messiassängers, **Johann Christoph Schmidt**, die meiste poetische Begabung. Am 28. Dezember 1727 zu Langensalza geboren, hatte er vom 5. August 1740 bis zum 28. April 1746 die Schulpforte besucht und dann zum Studium der Rechte die Universität Leipzig bezogen. Als Vetter und Stubenbursche Klopstocks, als Freund der übrigen litterarisch thätigen Genossen wurde er hier ebenfalls einige Jahre lang von dem dichterischen Schaffenseifer ergriffen. Mit seinem hübschen, vielseitigen Talent und seiner reichen litterarischen Bildung versuchte er sich als Nachahmer Miltons in der ernsten Poesie und plante ein Gedicht vom Weltgerichte; seine natürliche Anlage und Neigung, sein gesellig heitrer, kecker, spöttischer und zugleich zärtlicher Charakter, seine Lust zu tändeln und sein Geschick alles zu travestieren wies ihn mehr auf das leichte Anakreontische Lied. In ihm und ebenso in den aus Prosa und Versen gemischten, freundschaftlich scherzenden Briefen that er sich als Schüler der Franzosen, Hagedorns und Gleims am meisten hervor. In gewandten Versen feierte er keck, manchmal sogar leise an das Frivole anstreifend, mitunter aber auch höchst schwungvoll und eindringlich (so in seinem bedeutendsten Gedicht, der „Apotheosis des Anakreon“) Wein und Liebe und Genuß überhaupt. Dann wieder ahmte er in breiten, melancholisch-schwärmerischen, antikisierenden Oden und Elegieen unselbständig die Lyrik seines Vetters nach. Recht ernst nahm er es mit seinem ganzen Dichten nicht, und je eifriger ihn in der späteren Zeit sein juristischer Beruf in Anspruch nahm, desto mehr gab er diese Spiele seiner Jugend auf. Als Goethes Amtsgenosse wirkte er ersprießlich in Weimar, stieg

bis zum Rang eines geheimen Rates und Oberkammerpräsidenten auf und starb hoch angesehen am 4. Oktober 1807.*)

Als Klopstock und Schmidt sich den Beiträgern anschlossen (im Herbst 1746), waren einige ältere Mitglieder der Gesellschaft schon aus Leipzig geschieden; andere verließen die Universität in den nächsten Monaten. Die litterarische Vereinigung der Freunde löste sich deshalb nicht auf; durch die räumliche Trennung wurde aber die regelmäßige pünktliche Lieferung der einzelnen Stücke der Zeitschrift sehr erschwert. Daher erklärten sie im Frühling 1748 im letzten, schon im vorausgehenden Dezember zusammengestellten Hefte des vierten Bandes, daß sie vor der Hand einige Zeit inne halten, dann aber mit der Verdeutschung größerer englischer Gedichte und mit mehreren originalen „stärkren Schriften" das Unternehmen fortsetzen wollten. Schon nach wenigen Monaten konnten sie dieses Versprechen erfüllen, und während der Verleger Saurmann durch einen witzigen und boshaften, aber poesie- und oft auch schamlosen Reimeschmied Johann Matthias Dreyer aus Hamburg (1716–1769) noch einen fünften und sechsten Band der „Bremer Beiträge" besorgen ließ (1748—1759) voll mittelmäßiger, meistens recht schlüpfriger Gedichte, wozu keiner der früheren Mitarbeiter etwas beisteuerte, ließen diese nunmehr in Leipzig im Verlage von Johann Gottfried Dyck drei Bände zu je sechs Stücken unter dem Titel „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" erscheinen. Zu den älteren Beiträgern waren hier noch einige Genossen gekommen, Gleim, der Oberkonsistorialrat August Friedrich Wilhelm Sack in Berlin (1703—1786), der jüngste Bruder der beiden Schlegel, Johann August, der als Pfarrer zu Rehburg 1776 starb, der Freiherr Johann Friedrich v. Cronegk, der sich später besonders im Drama versuchte, und andre mehr. Der Charakter der neuen Zeitschrift blieb im allgemeinen derselbe wie der der „Bremer Beiträge"; nur nahmen die Übersetzungen aus dem Englischen einen breiteren Raum ein, und immer mehr rückte Klopstocks Kunst in den Mittelpunkt: seine Oden waren die wertvollsten Beiträge zur „Sammlung vermischter Schriften", Nachahmung seines Versmaßes, seiner Sprache, seines ganzen Stils wurden darin von Heft zu Heft häufiger. Die ersten Stücke der Sammlung erschienen ziemlich rasch und regelmäßig hinter einander von der Mitte des Jahres 1748 bis Ende 1750, alle drei Monate ein Heft; dann brachten die drei folgenden Jahre nur je zwei Hefte, und die beiden letzten Stücke des dritten Bandes hinkten gar erst 1755 und 1757 nach. Die Herausgabe besorgte Giseke, daneben Cramer und Adolf Schlegel.

Den schreiblustigeren unter den Bremer Beiträgern genügte übrigens eine Zeitschrift nicht, um darin ihre mannigfachen Versuche in Prosa und in Versen abzulagern. Sie steuerten sonst noch Verschiednes zu Cramers „Schutzgeist" (Hamburg 1746) bei, ferner zu der „Sammlung einiger

*) Vgl. Erich Schmidt, Beiträge zur Kenntnis der Klopstockschen Jugendlyrik (Straßburg 1880), S. 17 ff.

Schriften zum Zeitvertreibe des Geschmackes" (Leipzig, 1746); auch lieferte der eine oder andere einmal einen Aufsatz zu einer theologischen Fachzeitung. Namentlich aber verfaßten sie fast allein die moralische Wochenschrift „Der Jüngling" (vom 4. Januar 1747 bis zum 8. Mai 1748). Cramer, Ebert und Giseke waren die Herausgeber; gelegentlich steuerte außer ihnen auch Gärtner und einer der übrigen Freunde einen Aufsatz oder ein Gedicht bei. Charakter, Ton und Stil der Wochenschrift war von dem der „Beiträge" wenig unterschieden. Neben Hagedorns Anakreontisch-Sokratischer Lebensweisheit predigte auch der „Jüngling" ernste Religiosität, den Kampf gegen die Freigeister, dazu eine vornehmere Auffassung des deutschen Schriftstellers, als bis dahin üblich war; auch er wollte in erster Linie heiter vergnügen, auch er wandte sich besonders an die Damenwelt; auch er pflegte nach französisch-sächsischen Mustern eine zierliche, aber ideenarme Plauderhaftigkeit, sei es daß er moralisierende Abhandlungen oder Charakterfiguren und novellistische Skizzen nach dem Vorbilde La Bruyères, Steeles und Addisons oder Lieder, Psalmen, Oden und Briefe aller Art brachte. Unter anderm enthielt er auch eine aufschlußreiche, an feinen Bemerkungen reiche Schilderung des ganzen Freundeskreises der Beiträger, halb aus der Feder Gärtners, halb aus der Gisekes.*)

Die Mitglieder dieses Kreises haben mit einziger Ausnahme Klopstocks auch im späteren Leben, als unsere Litteratur sich bereits zu höheren Zielen erhoben hatte, im allgemeinen den Standpunkt nicht verlassen, den sie um 1748 einnahmen. Sie machten äußerlich manches Neue mit, ahmten noch öfter es unselbständig nach; aber sie selbst schritten nicht wesentlich mit fort: Klopstocks Welt blieb ihnen im Grunde stets fremd, sie verharrten stets schüchtern vor der Schwelle des Reiches der Phantasie und Empfindung, das er und seine größeren Nachfolger der deutschen Dichtung erschlossen. —

Die folgende Auswahl von Schriften der Bremer Beiträger konnte innerhalb des karg bemessenen Raumes nur sehr unvollständig ausfallen. Auch bei den allgemeinen und besonderen Charakteristiken, die ich den ausgewählten Aufsätzen und Dichtungen vorsetzte, gebot die Anlage und der Zweck der „Deutschen Nationallitteratur" mir öfters, mich auf Skizzen zu beschränken, die eine künftige, wissenschaftlich erschöpfende Geschichte der „Bremer Beiträge" und ihrer verschiednen Verfasser keineswegs überflüssig machen können. Manches Alte und Bekannte mußte ich wiederholen, die früheren biographischen und litterargeschichtlichen Darstellungen redlich ausnützen und mich im allgemeinen auf kleine gelegentliche Zusätze dazu beschränken. Eingehender ist in unserer Zeit von den im folgenden zusammengestellten Autoren nur Johann Elias Schlegel und Liscow behandelt worden; für die übrigen ist auf die alten Lebensbeschreibungen, die meistens den Ausgaben ihrer gesammelten oder nachgelassenen Gedichte oder Briefe beigefügt sind, und auf die zum Teil vortrefflichen Artikel in

*) Vgl. Erich Schmidt a. a. O. S. 50—73.

der „Allgemeinen deutschen Biographie“ zu verweisen. Für genaue Aufschlüsse über ältere Leipziger Verhältnisse, auf die Zachariäs „Renommist“ anspielt, bin ich den Herren Stadtbibliothekar Dr. Wustmann und Dr. Georg Witkowski in Leipzig zu Dank verpflichtet.

Ich schließe diese einleitenden Bemerkungen mit einem Verzeichnis der Verfasser der einzelnen Artikel in den vier ersten Bänden der „Bremer Beiträge“ und in der „Sammlung vermischter Schriften“. Trotz vieler und langer Mühe bin ich freilich auch hier nicht imstande, für jedes Gedicht und für jeden Aufsatz mit unfehlbarer Sicherheit den Verfasser anzugeben. Nach einem Briefe Giseke's an Adolf Schlegel vom 14. September 1747 bemühten sich die Beiträger mitunter geradezu, ihre Arbeiten so zu halten, daß ihre nächsten Freunde selber sie nicht unterscheiden konnten. Leeren Vermutungen ist somit hier leicht ein weiter Tummelplatz zu eröffnen. Ich habe mich darauf beschränkt, diejenigen Verfasser zu nennen, die aus Briefen oder späteren Gedichtsammlungen unzweifelhaft nachzuweisen sind, und sonst nur dann und wann, wo der Hypothese nicht jeglicher fester Boden entzogen ist, wie früher bereits Erich Schmidt und Karl Schüddekopf die Autoren einiger anonymer Beiträge zu erschließen versucht. Ich hoffe gleichwohl, daß meine Arbeit für den Litterarhistoriker nicht wertlos sein wird; spätere Forscher können vielleicht mit geringerer Mühe die wenigen Lücken ergänzen, die ich lassen mußte.

Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.

Erster Band.

Erstes Stück. 1745.

Vorrede, unterzeichnet „Die Verfasser“, wahrscheinlich von Gärtner.

Die geprüfte Treue, ein Schäferspiel von einem Aufzuge („von R. A. G.“) von Gärtner.

Schreiben an den Herrn von P., daß das Feuer keine Materie sei („von W.“), von Mylius (vgl. dessen vermischte Schriften, von Lessing herausgegeben, Berlin 1754, S. 211).

Die Unversöhnlichkeit, eine Ode („von S. A. M.“), von Johann Adolf Schlegel (vgl. dessen vermischte Gedichte, die mir freilich nur im Nachdruck Schmieders, Karlsruhe 1788, vorliegen, Bd. I, S. 329).

Schreiben des Grafen von L*** an den Herrn von H** (= Hagedorn), von?

Der beschämte Zweifler, eine Erzählung („von U. K.“), von Adolf Schlegel (vgl. dessen Fabeln und Erzählungen, Leipzig 1769, S. 3).

Der verzweifelnde Schäfer, nach dem Englischen des Herrn Priors („von R.“), von Ebert (vgl. dessen Episteln und vermischte Gedichte, Hamburg 1789, S. 250).

Die Rose und der Schmetterling, eine Fabel zur Nachahmung der 7. Fabel im 2. Buche des Herrn de la Motte („von L. S. N.“), von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 92).

An Phyllis, von?
Der Wunsch („von G. U. S."), vielleicht von Adolf Schlegel.*)
Die unweise Frage, vermutlich von demselben Verfasser wie das vorausgehende Gedicht.
An Horazen („von G. U. S."), von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 323).
Die Verwandlung („von ebendemselben"), in Schlegels Gedichte nicht aufgenommen.

Zweites Stück. 1745.

Die Freundschaft, wahrscheinlich von Adolf Schlegel.
Ein Traum von den Beschäftigungen der abgeschiednen Seelen, von Rabener (vgl. dessen Satiren, 7. Auflage, Leipzig 1763, Teil II, S. 225).
An Damon, von Konrad Arnold Schmid (vgl. Matthissons lyrische Anthologie, Zürich 1803, Teil II, S. 118).
Wie man einen Freund von einem Schmeichler unterscheiden könne, aus dem Plutarch, von?
Lob der Gottheit, nach Anleitung des 104. Psalms, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 1 „Erkenntnis Gottes aus den Werken der Natur").
Der Donner, eine prosaische Ode nach dem Beispiele des Herrn de la Motte, von?
Ammymone, Kantate aus dem Französischen des Herrn Rousseau, von Johann Elias Schlegel (vgl. dessen Werke, Kopenhagen und Leipzig 1766, Bd. IV, S. 214).
Die Kunst gelehrt zu werden, vielleicht von Adolf Schlegel (nach einer handschriftlichen Bemerkung in einem Exemplare von Ramlers „Liedern der Deutschen", deren viertes Buch Strophen dieses Gedichtes enthält; vgl. Karl Schüddekopf, Ramler bis zu seiner Verbindung mit Lessing, Wolfenbüttel 1886, S. 76).
Der Leichenkranz, von?
Die verschworne Liebe, von? (Auch Adolf Schlegel wußte 1779 den Verfasser dieses Gedichtes nicht zu nennen; vgl. Schüddekopf a. a. O. S. 72, Anm.)

Drittes Stück. 1745.

Verwandlungen, erstes Buch, von Zachariä.
Fortsetzung des Traums von den Beschäftigungen der abgeschiednen Seelen, von Rabener.
Silen, nach der sechsten Ekloge Virgils, an den Herrn Grafen von B**, von Konrad Arnold Schmid (vgl. Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Leipzig 1809, Bd. IV, S. 573, 579).

*) Die Buchstaben G. U. S. bedeuten zwar bei dem zweitfolgenden Gedicht Adolf Schlegel. Doch ist daraus noch nicht mit voller Gewißheit zu schließen, daß ihm auch „Der Wunsch" und „Die unweise Frage" gehören; denn die Buchstaben sind sehr willkürlich gesetzt und sollen den Leser mitunter nur irre führen.

Fortsetzung der Abhandlung aus dem Plutarch, wie man einen Freund von einem Schmeichler unterscheiden könne, von?

Die Gewalt der Liebe, eine Ode, wahrscheinlich von Cramer.

Briefwechsel zwischen Phyllis und Damon, wahrscheinlich von Rabener.

Viertes Stück. 1745.

Verwandlungen, zweites Buch, von Zachariä.

Schreiben von den sinnlichen Ergötzlichkeiten, besonders von dem Tanzen, von Elias Schlegel (Werke, Bd. III, S. 421).

Der Wütrich, eine Ode, von?

Beschluß der Abhandlung aus dem Plutarch, wie man einen Freund von einem Schmeichler unterscheiden könne, von?

Die versöhnte Schäferin, nach dem Schäfergedichte in des S. M. Réflexions sur la poésie, vielleicht von Adolf Schlegel, der sonst zu den „Bremer Beiträgen" Übersetzungen aus diesen „Réflexions" beigesteuert hat.

Die strengen Lehrer, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 255 „Die moralischen Pharisäer").

Schreiben an die Verfasser der bremischen Beiträge, vielleicht von Rabener.

Der Papagei, Nachahmung der 3. Fabel des 1. Buchs des Herrn de la Motte, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 14).

Der Weinstock und der Winzer, eine Fabel, von?

Der Adler und die Trappen, eine Fabel
Der Pfau, eine Fabel
Der Wolf, der Fuchs und das wilde Schwein, eine Fabel
Der Fuchs, eine Fabel
} wahrscheinlich von demselben Verfasser wie „Der Weinstock und der Winzer".

Der Winter, eine Ode, vielleicht von Cramer oder auch von Adolf Schlegel.

Die schwere und leichte Kunst, vielleicht von Adolf Schlegel (nach einer handschriftlichen Bemerkung in einem Exemplare von Ramlers „Liedern der Deutschen", deren erstes Buch dieses Gedicht enthält; vgl. Schüddekopf, S. 73).

An Pindarn, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 324).

Der Freund, vielleicht von Adolf Schlegel.

Die Eigenschaften einer Liebste, von demselben Verfasser wie „Der Freund".

Das Kind
Die Mutter
An Chloen
} wahrscheinlich von demselben Verfasser wie „Der Freund".

Fünftes Stück. 1745.

Das Glück der Verliebten an die Frau G***, nach einer Angabe im zweiten Band der „Beiträge", Stück 4, S. 338, von demselben Verfasser wie „Die Freundschaft" im zweiten Stück des ersten Bandes, also wahrscheinlich von Adolf Schlegel.

Abhandlung von Buchdruckerstöcken, von Rabener (Satiren, Teil II, S. 273).

Verwandlungen, drittes Buch, von Zachariä.

Ausruf der philosophischen Sekten aus dem Lucian, durch Hagedorn eingesandt (vgl. seinen Brief an Ebert vom 8. Februar 1745 und Gärtners Antwort vom 17. Februar 1745), von?

Wider die Feinde der Tugendhaften, nach dem 10. Psalm, von Cramer (vgl. dessen poetische Übersetzungen der Psalmen mit Abhandlungen über dieselben, 2. Auflage, Leipzig 1763f., Teil I, S. 38).

Abhandlung, daß die Nachahmung der Sache, die man nachahmet, zuweilen unähnlich werden müsse, von Elias Schlegel (Werke, Bd. III, S. 163).

Der Wolf, das Reh und der Fuchs, eine Fabel, wahrscheinlich von demselben Verfasser wie die Fabeln im vierten Stück.

Die Rache, eine Nachahmung einer Erzählung des Herrn Perron de Castera, von?

Proteus, von?

An Chloris, von Elias Schlegel (Werke, Bd. IV, S. 199).

Die Schätze
Der feste Entschluß } vermutlich von Cramer (vgl. eine Äußerung Adolf Schlegels im Briefe Boies an Ramler vom 19. März 1779, bei Schüddekopf, S. 72, Anm.).

Sechstes Stück. 1745.

Der wahre Gottesdienst, nach dem 50. Psalme, von Cramer (Übersetzung der Psalmen, Teil II, S. 30).

Totengespräche zwischen Timon und Pylades, von?*)

Der Ungehorsam, an Cynthien, von?

Charakter der Scheinheiligkeit, aus des de la Bruyère Charakteren und Sitten seiner Zeit, von?

Die Küsse, eine Ode, von?

Gedanken über die Mienen und Gebärden der Menschen, von Rabener (nicht in die Sammlung seiner Satiren aufgenommen, nach Inhalt und Form aber unzweifelhaft aus seiner Feder; vgl. auch Erich Schmidt, Lessing, Bd. I, S. 122).

Verwandlungen, viertes Buch, von Zachariä.

Die mitleidige Schäferin, nicht von Ebert (vgl. Eberts Episteln und vermischte Gedichte, S. 253, Anm.).

Schreiben der Phyllis an den Verfasser der mitleidigen Schäferin, vielleicht von Adolf Schlegel.

Der Esel und das Hündchen, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 21 „Der Esel und der Mops").

Der verzweifelnde Ehemann, eine Erzählung, vielleicht von Ebert.

Der Beruf, vielleicht von Elias Schlegel.

Lethe, aus des Herrn S. M. Réflexions sur la poésie, wahrscheinlich von Adolf Schlegel (vgl. Boies Brief an Ramler vom 19. März 1779, bei Schüddekopf, S. 72, Anm.).

*) Für Elias Schlegel, der allerdings sonst ein Totengespräch verfaßte, ist dieser Aufsatz denn doch zu witzlos und geistig zu unbedeutend, ebenso für Rabener; auch fehlt es an stilistischen Ähnlichkeiten.

Zweiter Band.

Erstes Stück. 1745.

An Seine Hochwürden, den Herrn Abt Mosheim, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. II, S. 37).

Abhandlung von der Notwendigkeit, beschäftigt zu sein, wenn man der verdrießlichen Langenweile ausweichen will, aus dem Französischen des Herrn Abts du Bos, von?

Der Aberglaube, von Cramer (vgl. dessen sämtliche Gedichte, Leipzig 1782 f., Teil III, S. 329).

Von den Klagen über die Undankbarkeit, von?

Der Gottesleugner, an Herrn M. Johann Andreas Cramer, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 169).

Auf den Abschied eines Freundes, von Ebert (Episteln und vermischte Gedichte, S. 254).

Der junge Gems, von?

Einladung zum Vergnügen, an einen Freund, von Giseke (vgl. dessen poetische Werke, Braunschweig 1767, S. 194).

Die Schläferin, vielleicht von Adolf Schlegel (nach einer handschriftlichen Bemerkung in einem Exemplare von Ramlers „Liedern der Deutschen", deren erstes Buch dieses Gedicht enthält; vgl. Schüddekopf, S. 73).

Zweites Stück. 1745.

Die Betschwester, ein Lustspiel in drei Aufzügen, von Gellert.*)

Wünsche und Verwünschungen eines Trinkers, von?

Die Rosen, von?

Die scherzende Chloris, wohl von demselben Verfasser wie „Die Eigenschaften einer Liebste" (Bd. I, Stück 4), vielleicht von Adolf Schlegel.

Sylvia, an den Damon } vielleicht von demselben Verfasser wie das vor-
Die Erfindung } ausgehende Gedicht (von Adolf Schlegel?).

Drittes Stück. 1745.

Schreiben an den Verfasser der Betschwester, von?

Falsche Begriffe von der Aufrichtigkeit, von?

Die Gans des Bruder Philipps, vielleicht von Ebert.

Gedanken von der Gelehrsamkeit, aus dem Französischen des Herrn van Effen, vielleicht von Adolf Schlegel, der auch sonst aus van Effen übersetzte.

Gedanken von der göttlichen Regierung, von Giseke (Poetische Werke, S. 3).

Antwortsschreiben des Verfassers der mitleidigen Schäferin auf einen Brief der Phyllis in dem ersten Bande, nicht von Ebert.

*) Nach einem Briefe Adolf Schlegels an Bodmer vom 30. Juli 1746 (Litterarische Pamphlete aus der Schweiz, Zürich 1781, S. 94) war dieses Lustspiel Gellerts einziger Beitrag zu der Zeitschrift bis zum Juli 1746.

Die Auferweckten, eine Fortsetzung des verzweifelnden Schäfers und der mitleidigen Schäferin, nicht von Ebert (vgl. Eberts Episteln und vermischte Gedichte, S. 253, Anm.).
An Karolinen, von?
Der 34. Brief des 1. Buchs aus dem Griechischen des Alciphrons
Der 24. Brief des 1. Buchs aus dem Griechischen des Aristänets
} von demselben Verfasser wie „An Karolinen“.
Der Traum, aus dem Anakreon, vielleicht von Adolf Schlegel.
Die Taube, aus dem Anakreon, von demselben Verfasser wie „Der Traum“.
Die Schwalbe, aus dem Anakreon, von?
Eben dieselbe Ode
Der Frühling, aus dem Anakreon
} von dem gleichen Verfasser wie „Der Traum“.

Viertes Stück. 1745.

Die Eigenschaften der Heiligen, nach dem 15. Psalme, wahrscheinlich von Adolf Schlegel.
Nachahmung des 13. Psalms, von Adolf Schlegel (vgl. dessen erste Sammlung geistlicher Gesänge zur Beförderung der Erbauung, 2. Ausgabe, Leipzig 1772, S. 130).
Hinkmars von Repkow Noten ohne Text, von Rabener (Satiren, Teil II, S. 299).
An Daphnen, aus des Herrn Segrais Französischem, von?
Der Unzufriedne, erstes Buch
Der Unzufriedne, zweites Buch
} von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. II, S. 95).
Die Ruhe, eine Nachahmung der 16. Ode des 2. Buches aus dem Horaze, von?
Bacchus, die 19. Ode des 2. Buches aus dem Horaze, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 319)
Schreiben an ein paar Frauenzimmer in Niedersachsen, von dem Verfasser des Glücks der Verliebten, wahrscheinlich von Adolf Schlegel.
Einladung zum Vergnügen im Herbste, vielleicht von Zachariä (vgl. dessen poetische Schriften, Braunschweig 1772, Teil II, S. 239).
An seinen Freund, wohl von dem gleichen Verfasser wie das vorausgehende Gedicht.

Fünftes Stück. 1745.

Der Unglückliche, von Cramer (Sämtliche Gedichte, Teil III, S. 352).
Horaz und Orbil, ein Totengespräch, vielleicht von Rabener.
Die Thoren, nach Anleitung des 14. Psalms, von Cramer (Übersetzung der Psalmen, Teil I, S. 49).
Die Verfolger der Tugendhaften, nach Anleitung des 52. Psalms, von Cramer (ebenda, Teil II, S. 40).
Von den Klagen über schlechte Zeiten, wahrscheinlich von Rabener.
Der Unzufriedne, drittes Buch
Der Unzufriedne, viertes Buch
} von Adolf Schlegel.

An Herrn **, vielleicht von Adolf Schlegel.
An die Liebe | wahrscheinlich von demselben Verfas-
An Phyllis | ser wie das vorausgehende Gedicht.

Sechstes Stück. 1745.

Der Unzufriedne, fünftes Buch | von Adolf Schlegel.
Der Unzufriedne, sechstes Buch |
Der Unzufriedne, siebentes Buch |
Der Unzufriedne, achtes Buch |
Der alte Oheim und seine Erben, von Ebert (Episteln und vermischte Gedichte, S. 277).
Die Verurteilung der Thoren, von Ebert (ebenda, S. 270).
An Doris, von Elias Schlegel (Werke, Bd. IV, S. 201 „An Chloris").
Der Krieg, an seinen Freund, von?
Aufmunterung zum Vergnügen im Winter, nach der 9. Ode des 1. Buchs aus dem Horaze, von?
Das Gemälde, wahrscheinlich von Elias Schlegel.
Auf eine alternde Buhlerin, von?
Die Schönheit, aus dem Französischen des Herrn van Effen, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 327).
Der Witz, aus eben demselben, von Adolf Schlegel (ebenda, Bd. I, S. 328).

Dritter Band.

Erstes Stück. 1746.

Freude der Geschöpfe über die Güte des Schöpfers, nach Anleitung des 148. Psalms, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 35 „Verherrlichung des Schöpfers durch seine Geschöpfe").
Versuch eines deutschen Wörterbuchs, von Rabener (Satiren, Teil II. S. 345).
Schreiben von der Verschiedenheit der menschlichen Begriffe, an Herrn Konrad Arnold Schmid, von Elias Schlegel (Werke, Bd. IV, S. 125).
Ajax Oileus, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 271).
Von der Art, wie man sich rächen soll, vielleicht von Rabener.
Der sterbende Freigeist, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 36).
Schreiben an Chloen, von Gisete (Poetische Werke, S. 381).
Die Moral, von Gisete (ebenda, S. 387 „Die Unempfindlichkeit").
An Herrn **, von?
Der Spiegel, vielleicht von Adolf Schlegel.
Einige Oden aus dem Anakreon (Nr. 15, 23, 24, 25, 26), von?

Zweites Stück. 1746.

Vorbericht zu der Vortrefflichkeit der Dichter, die schwer zu lesen sind | von Straube (vgl. Rabeners Briefe nebst einer Nachricht von seinem Leben und Schriften, herausgegeben von C. F. Weiße, Leipzig 1772, S. XXXII).
Die Vortrefflichkeit der Dichter, die schwer zu lesen sind |

Beitrag zum deutschen Wörterbuche, von Rabener (Satiren, Teil II, S. 361).
Wider die Wünsche der Menschen, wahrscheinlich von Adolf Schlegel.
An Doris, von?
Zephyr, wahrscheinlich von Adolf Schlegel (vgl. Boies Brief an Ramler vom 19. März 1779, bei Schüddekopf, S. 72, Anm.).
Der Kürbis und die Eichel, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 27).
An Herrn**, von demselben Verfasser wie das Gedicht mit dem gleichen Titel im ersten Stück des dritten Bandes.
Die bestrafte Unempfindlichkeit, an Chloris, nach der 10. Ode aus dem 4. Buch des Horaz, von?
Die Küsse, vielleicht von Gisete (nach einer handschriftlichen Bemerkung in einem Exemplar von Ramlers „Oden mit Melodieen", deren erster Teil, 1753, dieses Gedicht enthält; vgl. Schüddekopf, S. 69).
Die Mutter und ihre Tochter, vielleicht von Gisete (vgl. Schüddekopf, S. 70).
An Chloen, nach der 23. Ode aus dem 1. Buche der Oden des Horaz, von Gisete (Poetische Werke, S. 209).

Drittes Stück. 1746.

Die Güte Gottes, nach Anleitung des 136. Psalms, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 15).
Die gewisse Hülfe Gottes, nach dem 43. Psalme, von Cramer (Übersetzung der Psalmen, Teil II, S. 5).
Betrachtungen über die Großmut, von?
Die Schmerzen der Liebe, von Gisete (vgl. Klopstocks „Wingolf" II, 24).
An Herrn G***r (= Gärtner?), von Gisete (Poetische Werke, S. 191).
Von den Beschwerden über die Einrichtung der Welt, vielleicht von Adolf Schlegel.
Der Eigennutz, wahrscheinlich von Adolf Schlegel.
Der Tod, nach des Horaz 14. Ode des 2. Buchs, von Gisete (Poetische Werke, S. 195).
Der blandusische Quell, die 13. Ode des 3. Buchs aus dem Horaz, von Ramler (vgl. dessen poetische Werke, Berlin 1800, Teil II, S. 203.)
An Herrn R**ke, von Ebert (Episteln und vermischte Gedichte, S. 263).
An Amorn, von Uz (vgl. dessen sämtliche poetische Werke, Leipzig 1768, Bd. I, S. 41).
Gebrauch der Schönheit, an Phyllis, von?
Die ungeküßten Schönen } wohl von demselben Verfasser
Die Runzeln } wie das vorausgehende Gedicht.
Mein Geschmack, wohl von demselben Verfasser wie das folgende Gedicht, von Adolf Schlegel.
Der Geschmack andrer, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 267 „Die Eigenheiten des Geschmackes").

Viertes Stück. 1746.

Schreiben über die Zärtlichkeit in der Freundschaft, an Herrn L** (= Luis), von Giseke (Poetische Werke, S. 51).
Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen, von Rabener (Satiren, Teil II, S. 379).
Der Erlöser, von Cramer (Sämtliche Gedichte, Teil III, S. 179).
Von den Klagen über die Kürze des menschlichen Lebens, von Spener (vgl. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd. VII, S. 242).

Fünftes und sechstes Stück. 1747.

Das Los in der Lotterie, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von Gellert.
Das traurige Leben ohne Freundschaft, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 244).
Unterricht für die Spröden, von?
Die Wahl, vermutlich von Adolf Schlegel (vgl. auch Schüddekopf, S. 70).
Schreiben an den Herrn von Hagedorn über den Einfluß des Geschmacks in das menschliche Leben, von Giseke (Poetische Werke, S. 61).
Schreiben an Herrn G**r (= Gärtner), von Ebert (Episteln und vermischte Gedichte, S. 66).
Der Phönix, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 251).
Die Macht der Liebe, von Adolf Schlegel (vgl. Gisekes Briefe an Adolf Schlegel vom 26. November und 17. Dezember 1746, im Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. V, S. 44 und 48).
Doris, von Georg Luis (vgl. Gisekes Brief an Adolf Schlegel vom 19. Januar 1747).
Ein Trinklied, von Giseke (Poetische Werke, S. 188 „Die Liebe zur Freiheit").
Nachricht des Herausgebers an das Publikum, von Gärtner (vgl. Gisekes Brief an Adolf Schlegel vom November 1746, im Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. V, S. 42).

Vierter Band.

Erstes Stück. 1747.

Der Liebesdienst, vermutlich von Ebert.
Der Doktor und der Maler, eine Erzählung, von Giseke (Poetische Werke, S. 298).
Das Almosen, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 44).
Der Hund und der Ochse, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 52).
Der Esel in der Löwenhaut, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 56).
Aristipp, vermutlich von Ebert.
Zwei Maultiere, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 60).
Der abgeworfne Reiter, von Ebert (vgl. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd. II, S. 110).

Das ausgerechnete Glück, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 65).
Der Freigeist, der Philosoph und der Dichter, von Gisefe (Poetische Werke, S. 310).
Der Weibertausch, an ein paar Eheleute, von Elias Schlegel (Werke, Bd. IV, S. 224).
Die kluge Liese, wohl von demselben Verfasser wie „Der abgeworfne Reiter", von Ebert.
Die Menge der Freunde, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 84).
Der Knabe und die Biene, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 88).
Der Hund, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 97).
Die Krähe, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 104).
Das Mittel wider die Taubheit, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 99).
Der Spiegel, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 106).
Der Vater und Aristippus, von Gisefe (Poetische Werke, S. 292).
Die eitle Nachtigall, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 114).
Die Krähe und die Nachtigall, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 144).
Der Pfau und der Storch, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 123).
Der Eichbaum und das Schilf, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 131).
Der kluge Mann und der junge Herr, an den Herrn R . . . r (= Rabener), von Gisefe (Poetische Werke, S. 328).
Bias, von Gisefe (ebenda, S. 289).
Kaiser Sigismund, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 134).
Der Dieb und der Hund, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 137).
Nachricht, wahrscheinlich von Gisefe, dem damaligen Herausgeber der „Beiträge".

Zweites Stück. 1747.

Proserpina und Pluto, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 164).
Der Polyhistor und der Tod, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 176).
Der Richter und sein Sohn, an den seligen Herrn Brockes, von Gisefe (Poetische Werke, S. 294).
Der gereiste Freigeist, von Gisefe (ebenda, S. 303).
Die Bäume, nach dem Phädrus, von Ebert (vgl. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd. II, S. 110).
Die Ameise und die Fliege, wohl auch von Ebert.
Der Reiher und der Krebs, nach dem Richer, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 151).
Die Katze und die Wiesel, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 278).
Der Gems und der Eber, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 295).
Albrecht Dürer und Leonhard von Vinci, an Herrn G***r (= Gärtner), von Adolf Schlegel (ebenda, S. 206).

Antonius, von Cramer (vgl. Gisekes Brief an Adolf Schlegel vom 14. September 1747).

Der Ochse und die Kuh, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 158).

Die Taube, die Dohle und die Elster, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 193).

Euripides, an Herrn J. A. C**r (= Cramer), von Giseke (Poetische Werke, S. 315).

Kaiser Julianus der Abtrünnige, von Giseke (ebenda, S. 307).

Der Fuchs und der Rabe, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 198).

Der Ochse und die Mücke, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 219).

Der Stier und die Fliege } von Cramer (vgl. Gisekes Brief an
Moliere } Adolf Schlegel vom 14. September 1747).

Der überraschte Cupido, aus einem griechischen Manuskripte des Aristippus übersetzt, von?

Colbert und Louvois, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 227).

Antigenidas, an Herrn J. A. Schl**l (= Schlegel), von Giseke (Poetische Werke, S. 319).

Der Stier und das Kalb, nach dem Gabrias, vielleicht von Ebert.

Drittes Stück. 1747.

Ode auf das Absterben des seligen Herrn Brockes, von Giseke (Poetische Werke, S. 123).

Schreiben an Damon, von Ebert (Episteln und vermischte Gedichte, S. 14 „An den Herrn C. G. Gärtner“).

Die Eule und die Nachtigall, eine Verwandlung, an Herrn G***e (= Giseke), von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 241).

Der Esel und das Schwein, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 273).

Die Mücke, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 291).

Der Sophi, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 282).

Die beiden Hunde, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 234).

Vom Stolz der Künstler, von Giseke (Poetische Werke, S. 344).

Viertes und fünftes Stück. 1748.

Der Messias, erster, zweiter und dritter Gesang, von Klopstock.

Das Glück der Gottlosen, nach dem 37. Psalme, von Cramer (Übersetzung der Psalmen, Teil I, S. 138).

Von der falschen Großmut, vielleicht von demselben Verfasser wie die Betrachtungen über die Großmut im dritten Stücke des dritten Bandes.

Sechstes Stück. 1748.

Das heilige Stillschweigen, nach dem 39. Psalme, von Cramer (Übersetzung der Psalmen, Teil I, S. 151).

Die Untreue der Gottlosen, nach dem 41. Psalme, von Cramer (ebenda, S. 158).
Wider die Verächter der Religion, von Cramer oder von Adolf Schlegel.
Choriambische Ode, an Herrn K. (= Klopstock), von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 281).
Brief an Damon, von?
Brief an ebendenselben, von dem gleichen Verfasser wie der vorausgehende Brief.
An Herrn R., von Ebert (Episteln und vermischte Gedichte, S. 54).
Elegie, von Klopstock („Die künftige Geliebte").
Der Hund und das Krokodil, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 217).
Der Esel und der Hund, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 298).
Der Hund und der Schatten, von Adolf Schlegel (ebenda, S. 189).
Streit der Natur und Metaphysik, von Adolf Schlegel (vgl. Gisekes Brief an Adolf Schlegel vom 24. August 1747).
Der frühzeitige Trinker, von Ebert (Episteln und vermischte Gedichte, S. 283).
Der frühzeitige Liebhaber, vielleicht auch von Ebert.
Die Vettern, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 264 „Der entschlossne junge Poet").
Auf Chloen, von Adolf Schlegel (ebenda, Bd. I, S. 291 „Auf die Schwester meines Freundes, Christiane Dorothee Gärtnern, nachmalige Ehegattin des Dichters Rost").
Von dem Zustande der Druiden und Barden unter Oceo dem Andern, von Hagedorn (im Brief an Bodmer vom 7. April 1749) Rabener zugeschrieben, von Eschenburg aber diesem mit aller Bestimmtheit abgesprochen, also wahrscheinlich von Ebert.
Die Schöpfung, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 48).
Nachricht an das Publikum, wohl von Giseke, dem damaligen Herausgeber der „Beiträge".

Sammlung vermischter Schriften, von den Verfassern der bremischen neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.

Erster Band.

Erstes und zweites Stück. 1748.

Vorrede, von Cramer oder von Giseke, welche die Herausgabe leiteten.
Leonidas, ein Heldengedicht, aus dem Englischen übersetzt, von Ebert.

Drittes Stück. 1749.

Ode auf das Geburtsfest Seiner Durchlauchten des regierenden Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, vielleicht von Zachariä.

Die geistliche Beredsamkeit, an Seine Hochwürden den Herrn Oberhofprediger in Dresden D. Johann Gottfried Hermann, von Cramer (Sämtliche Gedichte, Teil III, S. 262).

Das Glück der Gottlosen, eine Nachahmung des 73. Psalmes, von Cramer (Übersetzung der Psalmen, Teil II, S. 121).

Schreiben an Herrn K**k (= Klopstock), von Gisefe (Poetische Werke, S. 145).

Schreiben einer sterbenden Mutter an ihre Tochter, von?

Ode an Daphnen, von Klopstock („An Fanny").

I. Ode an Phyllis } wahrscheinlich von demselben Verfasser
II. Ode an Phyllis } wie die III. Ode an Phyllis, von Gisefe.

III. Ode an Phyllis, von Gisefe (Poetische Werke, S. 152 „Ode an eine Freundin" .

Vergleichung des Aberglaubens und der Freigeisterei, wahrscheinlich von Cramer.

Das Privilegium, von Gisefe (Poetische Werke, S. 198).

Der kluge Hund, von Gisefe (ebenda, S. 341).

Andreas Baceius, an den Herrn D. O**e (= Olde), von Gisefe (ebenda, S. 324).

Das Kind, der Küster und die Mutter, von Gisefe (ebenda, S. 338).

Das Vorurteil, von Gisefe (ebenda, S. 332).

Das Glaubliche und Unglaubliche, von Gisefe (ebenda, S. 200).

Grenzen der Neubegierde, von Gisefe (ebenda, S. 203).

Viertes Stück. 1749.

Wider die Heuchler, nach dem 12. Psalme, von Cramer (Übersetzung der Psalmen, Teil I, S. 45).

Das Vertrauen auf die Hülfe Gottes, nach dem 13. Psalme, von Cramer (ebenda, Teil I, S. 47).

Nachahmung des 93. Psalms, von Gisefe (Poetische Werke, S. 87).

Nachahmung des 98. Psalms, von Gisefe (ebenda, S. 89).

Elegie an seinen Freund, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 295 „Elegie an Herrn Johann Andreas Cramer über das Absterben seiner Braut Johannen Elisabeth Radikin").

Ode an den Herrn E**t, von Klopstock („An Ebert").

Ode an die selige R*** (= Radikin), von Gisefe (Poetische Werke, S. 129).

Siegfrieds von Lieberosa Gedanken über die Frage, ob der Mensch eine Maschine sei, von Cramer (vgl. dessen Brief an Rabener vom 31. März 1756 in Rabeners Briefen, Leipzig 1756, S. 174).

Der Reiher, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 267).

Das gleiche Ehepaar, von?

Der Gleichgültige, von?

Das unschuldige Weib, wohl von demselben Verfasser wie „Das gleiche Ehepaar".

Die Sonnenfinsternis, von?
Eine choriambische Ode, von Giseke (Poetische Werke, S. 142).
Der Stoiker, von?
Die Mädchenschule, von?
Der Wein, von Fuchs (Neue Lieder nebst ihren Melodien komponiert von J[ohann] F[riedrich] D[oles] z[u] F[reiberg], Leipzig 1750, Nr. 11).*)
Das Mögliche und Unmögliche, von Fuchs (ebenda, Nr. 6).
Die Alte, von Fuchs (ebenda, Nr. 19).
Der Heimliche, von Fuchs (ebenda, Nr. 4).
Fortsetzung der Vergleichung des Aberglaubens und der Freigeisterei, wahrscheinlich von Cramer.
Klagen an Herrn Cr** (= Cramer), von Giseke (Poetische Werke, S. 169).

Fünftes Stück. 1749.

Die Auferstehung, von Cramer (Sämtliche Gedichte, Teil II', S. 249).
Gedicht auf die Geburt des Durchlauchtigsten Kronprinzen von Dänemark und Norwegen Christian, von Elias Schlegel (Werke, Bd. IV, S. 136).
Betrachtung über die Tugenden des Temperamentes, vermutlich von Cramer.
Elegie: Daphnis und Daphne, von Klopstock („Selmar und Selma").
Ode, von Klopstock („Die Verwandlung").
Ode an Herrn ***, wahrscheinlich von Johann Christoph Schmidt (vgl. auch Erich Schmidt, Beiträge zur Kenntnis der Klopstockschen Jugendlyrik, S. 22).
Ode, von Klopstock („Bardale").
Ode auf die G. und H. Verbindung, von Klopstock („Die Braut").
Gedanken eines Greises von der Kunst, in Gesellschaft zu gefallen, ververmutlich von Rabener.
Ode auf die Ehverbindung eines Freundes, von Giseke (Poetische Werke, S. 182).
Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-Chase-Jagd, von Klopstock („Heinrich der Vogler").
Trinklied zur Nachahmung des Kriegsliedes
Liebeslied zur Nachahmung des Trinkliedes } wahrscheinlich von Johann Christoph Schmidt (vgl. Erich Schmidt a.a.O., S. 18f.).
I. Lied, von Giseke (Poetische Werke, S. 205 „Die Klugheit durch Schaden").
II. Lied, von Zachariä (vgl. dessen poetische Schriften, Braunschweig 1772, Teil II, S. 285 „Der Befriedigte").
Horaz, von ?

Sechstes Stück. 1749.

Ode auf das hohe Geburtsfest des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Karls, regierenden Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, von ?

*) Nach C. F. Weißes kurzer Biographie Rabeners (Leipzig 1772, S. XXXIV.) arbeiteten Fuchs und Johann Christoph Schmidt nur an der „Sammlung vermischter Schriften", nicht aber schon an den „Bremer Beiträgen" mit.

Kantate auf die Vermählung des durchlauchtigsten Erbprinzen und Herzogs zu Sachsen, Herrn Ernst Friedrichs mit der durchlauchtigsten Prinzessin von Braunschweig und Lüneburg, Frauen Sophien Antoinetta, vielleicht von Zachariä.

Betrachtung über die Fehler des Temperamentes, vermutlich von Cramer.

Die Sehnsucht nach seinem Freunde, an Herrn S** (= Schlegel), zweifellos von Cramer.

Die Wiederkunft zu seinem Freunde, an Herrn M. Cr** (= Cramer), von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 305).

Auf den Geburtstag seiner Freundin, an Herrn M. Cr**, von Adolf Schlegel (ebenda, Bd. I, S. 313 „An Herrn Johann Andreas Cramern, auf den Geburtstag seiner ersten Ehegattin Charlotten, gebornen Radikin").

Brief an Herrn D. O** (= Olde), von Adolf Schlegel (nach einem noch ungedruckten Briefe Schlegels an Giseke vom 23. Oktober 1749, in welchem Schlegel zugleich versichert, daß er außer den im Vorausgehenden mit Bestimmtheit ihm zugeschriebenen Beiträgen überhaupt nichts zum ersten Bande der „Sammlung vermischter Schriften" geliefert habe).

Klagen eines Bruders bei dem Tode Johann Elias Schlegels, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 222).

Ode an Herrn Kl**ck (= Klopstock), von Johann Christoph Schmidt (nach Klopstocks Brief an Bodmer vom 28. November 1749).

Das Vorrecht der Dichter, vielleicht von Johann Christoph Schmidt.

Die Nachahmung, vielleicht von Johann Christoph Schmidt (vgl. Erich Schmidt a. a. O., S. 22).

Mein Thun und Wandel }
Die ersten Mädchen } vielleicht von Johann Christoph Schmidt.

Zweiter Band.

Erstes Stück. 1750.

Ode an Lucinden, von Zachariä (Poetische Schriften, Teil II, S. 227 „An Selinen").

Schreiben an eine englische Dame, die vor kurzen an einen Marquis in Frankreich vermählet worden, vielleicht von Rabener.

Auszug aus Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprichwörtern, von Rabener (Satiren, Teil IV, S. 17).

Ismene auf den Daphnis, eine Ode, von ?

Daphnis auf Ismenen, Parodie voriger Ode, von ?

Der zufriedne Bauer, von Fuchs (Neue Lieder, Nr. 17).

Ode an Mademoiselle Nikolini, von ?

Der errettete Arzt, von ?

Der glückliche Vorsatz, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 326).

Der Kamin, wohl auch von Adolf Schlegel.

Der alte Jüngling, vielleicht auch von Adolf Schlegel.
An den Winter, vermutlich von demselben Verfasser wie das vorausgehende Gedicht.

Zweites Stück. 1750.

Der Christ, vermutlich von Adolf Schlegel.
Siegfrieds von Lieberosa Fortsetzung seiner Gedanken über die Frage, ob der Mensch eine Maschine sei, worinnen der Satz, der Mensch habe eine Seele, mit der Erfahrung bestätigt wird, von Cramer.
Das Reich des Messias, eine Nachahmung des 2. Psalmes, von Cramer (Übersetzung der Psalmen, Teil I, S. 13).
Gedanken über die Frage, warum die Schriften wider die Religion so viel Aufsehen machen, von ?
Das Singen, von Fuchs (Neue Lieder, Nr. 1).
Das Klavier, von Fuchs (ebenda, Nr. 9).

Drittes Stück. 1750.

Des Grafen von Halifax Neujahrsgeschenk an seine Tochter, aus dem Englischen übersetzt, vermutlich von Ebert (vgl. dessen Episteln und vermischte Gedichte, Teil II, von Eschenburg herausgegeben, Einleitung, S. XXI f.).

Viertes Stück. 1750.

Der Trost der Christen, wahrscheinlich von Adolf Schlegel.
Betrachtung über die Charaktere Alexanders des Großen und des Darius Kodomannus, von ?
Der unerschrockne Weise, von ?
An Herrn K. . . einen Virtuosen, wahrscheinlich von Johann Christoph Schmidt (vgl. Erich Schmidt a. a. O., S. 20).
Antons Panßa von Mancha Fortsetzung seiner Abhandlung von Sprichwörtern, von Rabener.
Das Glück der Menschen, von ?
Die Gelegenheit, von ?
Ermahnung an die Weste, vielleicht von Adolf Schlegel.
Neid über die Weste, von demselben Verfasser wie das vorausgehende Gedicht.
An den Lenz, vielleicht von demselben Verfasser wie die beiden vorausgehenden Gedichte.
Ruhm und Spott, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 262).

Fünftes Stück. 1751.

Die Geburt des Erlösers, von Cramer (Sämtliche Gedichte, Teil III, S. 214).
Melchior Frommonds Schreiben an den Herrn Anton Panßa von Mancha über seine Abhandlung von Sprichwörtern, wahrscheinlich von Rabener.

Elegie auf die Verehlichung seines Freundes, von Klopstock („Der du zum Tiefsinn und Ernst ꝛc.“).
Ode an Herrn Bodmern, von Klopstock.
Ode von der Fahrt auf der Zürcher See, von Klopstock.
Gedanken über die Freimütigkeit, von ?
Der Verstockte, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 275 „Der Starrsinnige“).
Der Proselyt, von Adolf Schlegel (ebenda, Bd. I, S. 278 „Der Biegsame“).
Ode an Herrn Cl*, von Adolf Schlegel (ebenda, Bd. I, S. 311 „An Herrn Clausen“).
Der Fuchs und der Rabe, von Adolf Schlegel (Fabeln und Erzählungen, S. 302).
Die philosophische Gleichmütigkeit, nach des Horaz 10. Ode im 2. Buche, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 258).
An Doris, von ?
Damon an den Frühling, von ?

Sechstes Stück. 1751.

Ode auf das Geburtsfest der hochwürdigsten und durchlauchtigsten Herzogin und Frau Abbatissin von Quedlinburg, Maria Elisabeth, vielleicht von Cramer.
Betrachtung über die Verschiedenheit der Vergnügungen in den verschiednen menschlichen Altern als einen wahrscheinlichen Beweis von der Unsterblichkeit der Seele, vielleicht von Cramer.
Trostschreiben an einen Vater über den frühen Verlust seines Sohnes, von Gisefe (Poetische Werke, S. 45).
Die angenehme Herrschaft des Witzes in der Freundschaft, an seinen Freund, vermutlich von Gisefe.
Abschiedsode, an G***, von Klopstock („An Gisefe“).
An Mademoiselle * *, von Gisefe (Poetische Werke, S. 167).
Gedanken über den Charakter des Neidischen, von ?
Gedanken über den Charakter der Nacheiferung, von demselben Verfasser wie der vorausgehende Aufsatz.
Johann Rebhuns Vergleichung einiger Grundsätze der Druiden mit den Grundsätzen unserer Zeit, höchstwahrscheinlich von Rabener.
Ode bei der Cr** (= Cramer) und R**schen (= Radikischen) Eheverbindung, von Adolf Schlegel (Vermischte Gedichte, Bd. I, S. 302).
An Daphnen, von Gisefe (Poetische Werke, S. 217).
An Cleanthen, von Gisefe (ebenda, S. 175).
Gedanken von der Unhöflichkeit, von ?
Die Entschlüsse, von Zachariä (Poetische Schriften, Teil II, S. 241).
Die zärtliche Frau, von ?
Der befriedigte Wunsch, von ?
Das Rätsel, von ?

Lob der Eitelkeit
Der einzige Fehler
Die Entschuldigung
Die Spröde
Der geheilte Liebhaber } wohl von demselben Verfasser wie „Das Rätsel".

Dritter Band.

Erstes Stück. 1752.

Von der moralischen Nachahmung, vielleicht von Cramer.
An den Herrn Sucro, von ?
Gedanken über die Frage, wie weit Erdichtungen in Epopeen, welche Begebenheiten in der Religion zum Gegenstande haben, zugelassen sein können, von Sack (vgl. Rabeners Brief an Cramer vom 7. Mai 1752 und an Hagedorn vom 22. Mai 1752).
Die Schicksale der Religion, von Cramer (Sämtliche Gedichte, Teil III, S. 236).
Des Herrn Abtes von Saint-Real Cäsarion, an den Herrn von ***, erster Tag, von ?

Zweites Stück. 1752.

Des Herrn Abtes von Saint-Real Cäsarion, zweiter Tag, von ?
An Damon, von Giseke (Poetische Werke, S. 147).
An den Herrn Professor Gellert, von Cronegk (vgl. dessen Schriften, Leipzig 1761, Bd. II, S. 188).
An Daphne, von Giseke (Poetische Werke, S. 219).
Von der argwöhnischen Furcht, von ?
Von der Feigherzigkeit der Rachegierigen und Unversöhnlichen, von ?

Drittes Stück. 1753.

Die Erhaltung der wahren Religion, vermutlich von Adolf Schlegel.
Von den Hindernissen einer richtigen Beurteilung der heidnischen Tugenden, von ?
An Young, von Klopstock.
Von der Gewalt der Zeit und der Umstände über die Leidenschaften, von ?
Hermann und Thusnelde, von Klopstock.
Ermahnung an die Schönen, aus dem Moliere übersetzt, von ?
Recht und Unrecht, vielleicht von Cronegk.
Belindens Geschmack, wohl von demselben Verfasser wie das vorausgehende Gedicht.
Von dem Unterschiede einer wahren Hochachtung seiner selbst und der Eitelkeit, von ?

Viertes Stück. 1753.

Ode auf den Tod des Herrn Generalmajors Christoph Ludwig von Stille, von Gleim (vgl. dessen sämtliche Werke, herausgegeben von Wilhelm Körte, Halberstadt 1811, Bd. III, S. 14).

Verschiedne Briefe:

Nr. I, D. unterschrieben, von Giseke (Poetische Werke, S. 403).

Nr. II, ohne Unterschrift, von ?

Nr. III, D. unterschrieben, von Giseke (Poetische Werke, S. 396).

Nr. IV, ohne Unterschrift, von Giseke (ebenda, S. 390).

Nr. V, C** unterschrieben, von ?

Nr. VI, D. unterschrieben, von Giseke (Poetische Werke, S. 400).

Nr. VII, D. unterschrieben, wahrscheinlich auch von Giseke.

Nr. VIII, D. unterschrieben, von Giseke (Poetische Werke, S. 408).

Nr. IX, D. unterschrieben, von Giseke (ebenda, S. 413).

Nr. X–XIV, R. E. J. unterschrieben, wahrscheinlich von Johanna Elisabeth Radikin.

Ode auf die Verbindung eines Freundes, wahrscheinlich von Zachariä.

Elegie, von?

An Daphne, von Giseke (Poetische Werke, S. 222).

Von den Pflichten gegen die Vorfahren, von?

Fünftes Stück. 1755.

Nachahmung des 109. Psalms, wahrscheinlich von Adolf Schlegel.

Verschiedne Briefe:

Nr. I, J. unterschrieben, von?

Nr. II—IV, J. unterschrieben, vermutlich von demselben Verfasser wie Nr. I.

Nr. V, A. unterschrieben, wahrscheinlich von Adolf Schlegel.

Nr. VI, D. unterschrieben, von Giseke (Poetische Werke, S. 377).

Nr. VII, A. unterschrieben, vermutlich von Adolf Schlegel (vgl. Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. V, S. 577, 579).

Unser Wald, an seinen Freund, von Konrad Arnold Schmid (vgl. Anthologie der Deutschen, herausgegeben von Christian Heinrich Schmid, Teil III, S. 146 und Friedrich Matthissons lyrische Anthologie, Teil II, S. 122).

Die Ruhe, eine Ode, von Cronegk (Schriften, Bd. III, S. 198).

Rede auf das Geburtsfest Seiner Durchlaucht des regierenden Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, von Ebert (vgl. dessen Episteln und vermischte Gedichte, Teil II, von Eschenburg herausgegeben, Einleitung, S. XXI).

Der Winter, von Giseke (Poetische Werke, S. 115).

Ode, von Giseke (ebenda, S. 186).

Der Abschied, von Giseke (ebenda, S. 223).

An Daphne, von Giseke (ebenda, S. 221).

An Daphne, von Giseke (ebenda, S. 227).

Dankkantate für die Erhaltung des Friedens und der Freiheit, von Giseke (ebenda, S. 261).

Das Glück des Friedens und der Freiheit, von Giseke (ebenda, S. 268).

Die Menschengesichter, von Giseke (ebenda, S. 210).

Sechstes Stück. 1757.

Ode auf das Absterben der hochwürdigst-durchlauchtigsten Herzogin und Abbatissin von Quedlinburg, Maria Elisabeth, von Giseke (Poetische Werke, S. 94).

Das Glück der Christen, vielleicht von Adolf Schlegel.

Zwo Oden auf die Geburt des Erlösers, von Konrad Arnold Schmid (vgl. Christian Heinrich Schmids Anthologie der Deutschen, Teil III, Leipzig 1772, S. 141 ff. „Der König der Ehren" und „Die verlangende Sulamith").

Trauerrede auf die selige Mademoiselle R*** (= Radikin), von Giseke (vgl. dessen Brief an Adolf Schlegel vom 14. Juni 1747).

Elegie an Herr U. (= Uz), von Cronegk (Schriften, Bd. II, S. 312).

Ode an den Herrn W**, von?

Die Gewalt der Liebe, eine Kantate, von Giseke (Poetische Werke, S. 284).

Ode an Herr G**, von Giseke (ebenda, S. 164 „An den Herrn Oberpostkommissar Gellert").

An Herrn von St**, von Zachariä (Poetische Schriften, Teil II, S. 308).

Lagosiade oder die Jagd ohne Jagd, ein scherzhaftes Heldengedicht, von Zachariä (ebenda, Teil I, S. 307).

Die Klugheit der Jugend, von?

Verschiedne Briefe:

- Nr. I, N. unterschrieben, vermutlich an Giseke gerichtet, von?
- Nr. II, A. unterschrieben, wahrscheinlich von Adolf Schlegel.
- Nr. III, A. unterschrieben, von Adolf Schlegel (vgl. Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. V, S. 580, Anm.).
- Nr. IV, A. unterschrieben, wahrscheinlich von Adolf Schlegel (vgl. ebenda, Bd. V, S. 590).
- Nr. V, A. unterschrieben, wahrscheinlich von Adolf Schlegel.

An den Herrn Rittmeister von S**, von Zachariä (Poetische Schriften, Teil II, S. 307).

Ein Lobgesang, nach dem Englischen des Thomsons, von Giseke (Poetische Werke, S. 17).

München, im Februar 1889.

Franz Muncker.

Christian Fürchtegott Gellert.

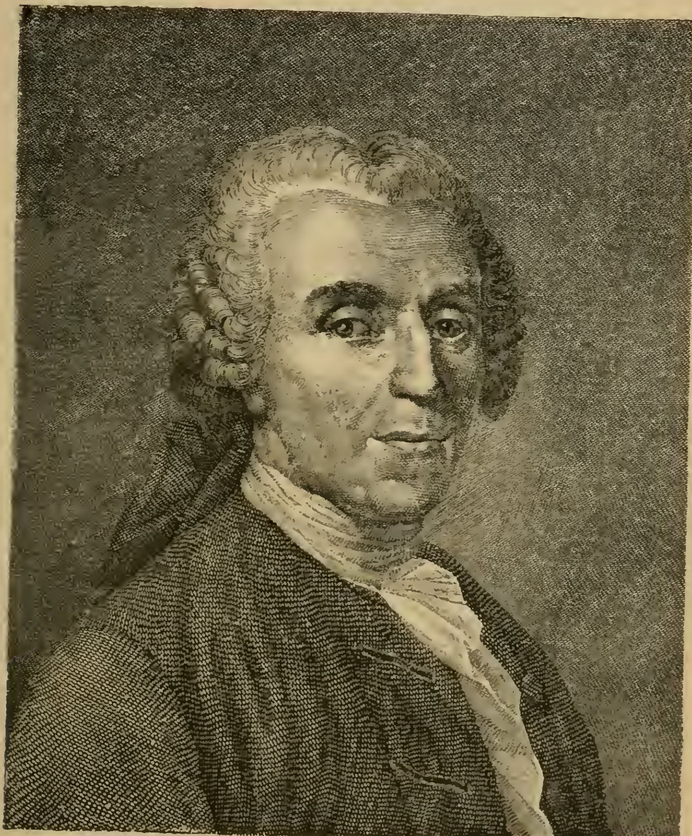
Einleitung.

Unsere deutsche Litteratur hat kaum einen zweiten Dichter aufzuweisen, der, obwohl weder durch eine hervorragend bedeutende Persönlichkeit noch durch ungewöhnliches poetisches Talent ausgezeichnet, so weithin und so eifrig in allen Kreisen unsers Volkes gelesen, verehrt und geliebt worden ist wie Gellert. Und zwar waren es vielleicht gerade die Mängel seines menschlich-künstlerischen Wesens, die ihn zum Liebling seiner Zeitgenossen machten. Das Mittelmaß seiner dichterischen Begabung ließ ihn sich niemals über das Alltagsniveau seiner Leser erheben. Ihn entführte keine kühn zaubernde Phantasie in wundervolle Fernen, die dem nüchternen Sinne jener verschlossen blieben; ihn riß kein Sturm der Leidenschaft zu Empfindungen fort, die sie nicht nachfühlen konnten; seine Gedanken, ohne philosophische Tiefe und Größe, waren ihnen niemals unverständlich; seine Sprache, ohne schwierig zu deutende Bilder, ohne gewagte Stellungen, neue Wortzusammensetzungen und seltne Konstruktionen, gab ihnen keine Rätsel auf. So dachten, empfanden und redeten sie alle ziemlich auch. Der Mangel an einer entschieden ausgeprägten menschlichen Individualität sagte aber eben jener Periode noch besonders zu, in der Gellert sich bildete und zuerst hervortrat. Es war das Jahrzehnt vor dem Erscheinen Klopstocks

und Lessings, die Zeit der moralischen Wochenschriften, die nicht sowohl selbständig oder eigenartig angelegte Charaktere und Geister zu ihrem Streben über die große Menge hinaus oder gar gegen dieselbe anleiten und stählen als vielmehr den Durchschnittsmenschen der verschiedenen Stände und Geschlechter ein gewisses allgemeines Maß von sittlicher und intellektueller Erziehung zukommen lassen wollten. Nach diesem Durchschnittsmaß richtete sich auch Gellert in allem, was er that und schrieb; er füllte es aber besser und schöner, scheinbar leichter aus als die andern. So wurde er der Zeit und den Menschen, für welche dieses Durchschnittsmaß galt, aber auch nur ihnen, ein unschätzbarer Lehrer und Berater. Doch freilich galt dasselbe für die Mehrzahl der deutschen Leser und Leserinnen noch Jahrzehnte lang, nachdem bereits in den höheren Schichten unserer Litteratur ein anderer, kühnerer und freierer Geist zu wehen begonnen hatte. Seinen Hauch verstand Gellert nicht. Er war durchaus ein Mann der alten Zeit, wenn er auch dann und wann etwas Neues schätzte oder selbst verteidigte. Aber alles in allem bildete er doch nur den schönen Abschluß der Vergangenheit; hinüber in die Zukunft wirkte er wenig.

Sein Leben verlief ziemlich einförmig. Er wurde am 4. Juli 1715 als fünfter Sohn des Pastors M. Christian Gellert (gestorben 1746) und seiner Gattin Johanne Salome geb. Schütz (gestorben 1759) zu Haynichen im sächsischen Erzgebirge geboren, am 8. Juli auf die Namen Christian Fürchtegott getauft. In recht bescheidenen Verhältnissen wuchs der Knabe auf, zahlreiche Geschwister neben ihm. Gleichwohl wandten die Eltern alle Sorgfalt auf seine Erziehung. In der Stadtschule erhielt er den ersten Unterricht; dann wurde er einem pedantisch strengen Hauslehrer übergeben, der ihn auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitete. Daneben schrieb er, um einen kleinen Verdienst zu haben, von seinem elften Jahre an Gerichtsakten, Kaufbriefe und sonst dergleichen Dokumente ab, versuchte sich seit seinem dreizehnten Jahre mit gutem Erfolg in allerlei Gelegenheitsgedichten, die er später unnachsichtig sämtlich verbrannte, und erprobte einmal — mit geringerem Glücke — an der Leiche eines bald nach der Geburt verstorbenen Kindes seine Rednergabe. 1729 wurde er in die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen. Die schulmeisterlich trockene und matte Art des Unterrichts gab jedoch seinem Geiste hier nicht den jugendlichen Aufschwung, dessen er bei der Kränklichkeit seines schwachen und überaus empfindlichen Körpers doppelt bedurft hätte; so bildete sich auch hier kein wirkliches Verhältnis zwischen ihm und den großen Autoren des griechisch-römischen Altertums. Aber mit Begier griff er nach den deutschen Gedichten Neukirchs, Hankes und namentlich Günthers, las sie bewundernd und ahmte sie nach — Hagedorns und Hallers bessere Versuche waren ja noch nicht erschienen. Später, in den Jahren seines gereinigten Geschmacks, als er Günthers Werke nicht mehr ohne Ekel in die Hand nehmen konnte, meinte er, das Lesen dieser Gedichte habe damals aus seinem Geist einen

feuerspeienden Ätna gemacht, der alle um sich herumliegenden gesunden Gegenden verheerte und die in seiner Seele aufkeimenden Pflanzen von



Gellert.

Vernunft in Asche verwandelte. Dieses Urteil war doch wohl etwas übertrieben; Gellerts ängstlich-zahme Natur hat vermutlich nie ein Gebilde hervorgebracht, das vulkanischen Ausbrüchen glich. Die teuerste Erinnerung

an die fünf Meißner Jahre blieb für den Dichter immer, daß er hier Gärtner und Rabener, seine Lebensfreunde, auch litterarisch seine unverbrüchlich treuen Genossen, kennen und lieben gelernt hatte.

Nach einigen wieder zu Hause zugebrachten Monaten weiterer Vorbereitung bezog er 1734 als Student der Theologie die Universität Leipzig. Gewissenhaft und fleißig, gläubig auch wo er seine Lehrer nicht verstand, hörte er philosophische und theologische, gegen Wolff eifernde Kollegien, daneben geschichtliche und ästhetische Vorlesungen und trat gewiß auch jetzt schon dem Kreise Gottscheds nahe. Nach vier Jahren rief ihn sein Vater, der die Mittel zu seinem ferneren Studium nicht erschwingen konnte, nach Haynichen zurück. Hier trat er wiederholt als Prediger auf. Man hörte ihn gern, weil er, an Mosheims Reden geschult, nach einem einfachen, deutlichen und gewandten Ausdruck erfolgreich strebte. Aber weder durch eine starke Brust noch durch ein gutes Gedächtnis unterstützt, bestieg er stets mit einer Schüchternheit ohnegleichen die Kanzel: er mußte sich bald sagen, daß er zum Kirchenredner nicht tauge. Als Hofmeister zweier jungen Herren v. Lüttichau kam er 1739 in die Nähe von Dresden; dann bereitete er ein Jahr lang einen seiner Brüder und einen Neffen auf den Besuch der Hochschule vor. Mit dem letzteren ging er 1741 wieder nach Leipzig, wo er sich durch Privatunterricht während der nächsten Jahre bescheiden forthalf. Noch einmal hörte er gewisse Lieblingsvorlesungen; dann studierte er für sich mehrere alte lateinische und neuere französische oder englische Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen und Moralisten. Sein Verhältnis zu Gottsched und dessen Schülern wurde jetzt inniger. Im Dienste des Leipziger Litteraturdiktators arbeitete er sogar an dessen Übersetzung des historisch-kritischen Wörterbuchs von Bayle mit. Zu den von Gottscheds Schildknappen Schwabe 1741 begründeten „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" steuerte er fleißig Fabeln, Erzählungen, Schäferspiele, Lehrgedichte und andere poetische Versuche, auch einige Abhandlungen in Prosa bei. Die vertraute Freundschaft, die ihn dabei mit den übrigen bedeutenderen Verfassern der „Belustigungen", besonders mit Elias und Adolf Schlegel, mit Rabener, Gärtner und Cramer immer fester verknüpfte, bestimmte ihn jedoch auch, daß er, freilich zaghaft und langsam, 1745 aus dem engeren Kreise der Anhänger Gottscheds austrat und sich dem neuen, von jenen Freunden gestifteten Verbande der Bremer Beiträger beigesellte.

Kurz vorher, 1742, war er zum Magister der Philosophie promoviert worden, und am 30. Dezember 1744 hatte er sich mit einer theoretischen und geschichtlichen Abhandlung über die Fabeldichtung „De poesi apologorum eorumque scriptoribus" als Docent an der Leipziger Hochschule habilitiert. Seine akademische Thätigkeit wählte er so, daß er darin überall an das Grenzgebiet zwischen der Religion und der Moral anstreifen konnte. So las er über die Theorie der schönen Wissenschaft, über Poesie und Beredsamkeit, über praktische Moral und hielt Stilübungen. Obwohl seine

leise Stimme der äußern Wirkung seiner Rede vielen Eintrag that, mehrte sich die Anzahl seiner Zuhörer von Semester zu Semester. Sein dichterischer Ruhm, durch seine ersten Fabeln begründet und von da an in stetem Wachstum begriffen, dazu die Klarheit und Faßlichkeit seines Vortrags und seine wohlwollende Fürsorge für die Jünglinge, die sich ihm anvertrauten, lockten immer wieder neue Verehrer in seinen Hörsaal. Gleichwohl zweifelte er schon frühzeitig, ob er bei seiner Kränklichkeit seinem Amte zu genügen vermöge, und schien einer staatlichen Anstellung eher ausweichen als sie suchen zu wollen. Die sächsische Regierung mußte ihm, den auch auswärtige Universitäten gern berufen hätten, Rang und Gehalt fast aufdrängen. 1751 erhielt er von Dresden aus Befehl, sich um eine außerordentliche Professur alsbald zu bewerben. Seine Ernennung erfolgte noch im Frühling. Das ihm verliehene Gehalt betrug zwar nur hundert Thaler, reichte aber mit seinen sonstigen Einkünften völlig aus, um die mäßigen Bedürfnisse des Unverheirateten zu bestreiten. Mit einer lateinischen Rede von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten („De vi atque utilitate optimarum artium ad morum elegantiam vitaeque communis suavitatem“), zu der er durch ein Programm „Pro comoedia commovente“ (von Lessing 1754 in der „Theatralischen Bibliothek“ übersetzt) einlud, trat er gegen Johannis 1751 die außerordentliche Professur an. Weitere Beförderungen lehnte er beharrlich ab. Obwohl ihn der Beifall, den seine Vorlesungen fanden, und fremde Anträge — so wollte ihn z. B. der dänische Minister Freiherr v. Bernstorff 1757 zum Erzieher des späteren Königs Christian VII. gewinnen — über seinen Wert für die heimische Universität belehren mußten, schlug er selber diesen doch so gering an, daß er während des siebenjährigen Krieges trotz der starken Kontributionen, die ihn hart drückten, jede Erhöhung seines Gehaltes abwies und, als 1761 sich der englische Gesandte für ihn ohne sein Vorwissen verwendete, geradezu an den Neffen des sächsischen Ministers Grafen v. Brühl, seinen Schüler und Freund, schrieb: „Bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet!“ Doch, wenn er auch damals eine Ernennung zum ordentlichen Professor hintertreiben konnte, so erhielt er doch nach Mascows Tod (22. Mai 1761) dessen Pension von 485 Thalern als Zulage zu seinem bisherigen Gehalt. Sein Sträuben und sein Vorschlag, einen Teil dieser Summe (185 Thaler) andern verdienten Gelehrten zuzuwenden, wurde von der Regierung nicht beachtet.

Der Anspruchslose hätte allerdings auf diese Zulage verzichten können; denn was er an Kollegiengeldern, besonders an Honorar für Privatissima und an Geschenken von teilweise sogar unbekannten Freunden einnahm, betrug fast schon mehr, als er brauchte. Immer wieder in neuen Spenden und Aufmerksamkeiten gab sich ihm die dankbare Ver-

ehrung zu erkennen, die er in allen Schichten der Nation, bei Hohen und Niedrigen, Reichen und Armen, Jungen und Alten, Männern und Frauen genoß. Auch seiner Mutter und seinen Geschwistern flossen aus Hochachtung für ihn regelmäßige Geldgeschenke zu. Selbst seine Verleger zahlten ihm freiwillig mehr Honorar, als er verlangte. Nicht ohne Unruhe empfing er die anonymen Gaben, und als ihm 1758 eine ungenannte Dame als angebliches Lebenspulver gegen alle möglichen Krankheiten eine Arzneischachtel voll Louisdors sandte, fragte er sich in seiner furchtsamen Verblüffung sogar, ob das Geld nicht am Ende vergiftet sein könnte. Überhaupt brachte die seltsam heimliche oder auch ungestüme Art, womit manche ihm ihre Wohlthaten aufdrängten, den ängstlichen Mann in gar komische Verlegenheiten. Da drückte ihm z. B. 1754 ein junger preußischer Offizier, der eine Erbschaft in Leipzig gemacht hatte, eine Rolle von zwanzig Louisdors in die Hand, weil sein Herz durch Gellerts Schriften gebessert worden war. Oder es trat gar während der Besetzung Leipzigs durch die Preußen 1758 ein drohend aussehender Husarenlieutenant mit Säbel, Pistolen, Stock und Knutpeitsche in sein Zimmer, um dem „berühmten Bücherschreiber und Professor", der schon meinte, er solle arretiert werden, Rubel oder Waffen aus der russischen Beute dankbar anzubieten. Und ein paar Tage darauf ließen sich sämtliche Oberoffiziere eines ganzen Regiments mit dem Feldprediger für sein Kolleg anmelden. Noch öfter während der Okkuption sah sein mit Offizieren gefüllter Hörsaal wie das Vorzimmer eines Generals aus. Bei seinen kleinen Reisen in Sachsen während des Krieges nötigten ihn die Offiziere der im Land liegenden preußischen Detachements an ihre Tafel; alle Vorposten erhielten Befehl, ihn unaufgehalten durchzulassen. Die preußischen Prinzen Karl und Heinrich beschieden ihn zur Unterredung und boten ihm freundschaftlich ihre Dienste an, und Friedrich II. selbst unterhielt sich in fast zweistündiger Audienz am 18. Dezember 1760 mit augenscheinlichem Vergnügen mit ihm über deutsche Wissenschaft und Litteratur und fand an einer Fabel, die ihm Gellert recitierte („Der Maler"), vielen Geschmack. „C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands', äußerte er darnach über ihn, zugleich mit einem seiner Umgebung wohl verständlichen Seitenblick auf Gottsched, der einige Jahre zuvor auch zur Audienz befohlen gewesen war. Bis auf seine Vaterstadt dehnte sich diese Rücksicht auf den verehrten Schriftsteller aus. Aus Wohlwollen gegen ihn, wie der feindliche General ausdrücklich dem Stadtrat sagen ließ, wurde Haynichen mit einer sehr leichten Einquartierung belegt. Nicht geringere Beweise von Freundschaft und Verehrung erhielt Gellert von den Herren und Damen des höchsten österreichischen Adels, mit denen er namentlich nach dem Friedensschluß mehrmals in Karlsbad zusammentraf. Aber fast noch mehr mußte ihn die Bewunderung und herzliche Zuneigung rühren, die ihm hin und wieder Leute aus den niederern Ständen des Volkes offen zeigten. Für einen ganzen Tag machte es den hypochondrischen Dichter außerordentlich aufgeräumt, als ihn einmal

bei seinem Buchbinder ein Holzbauer, der sich seine Fabeln gekauft hatte, treuherzig auf die Achseln klopfte und ermahnte, „mehr solch schnackisches Zeug zu schreiben". Ein ander Mal fuhr ihm ein Bauer gar an einem Wintertage zum Dank für seine Fabeln eine tüchtige Ladung Brennholz vors Haus. Die schmutzige Magd des Karlsbader Postmeisters, die ihm für seine „schönen Bücher" die Hand mit dankbaren Küssen bedeckte, rührte ihn ebenso wie die sächsische Prinzessin Christine, die ihn einige Tage darauf, als sie Leipzig besuchte, zur Audienz beschied und mit Wohlwollen überhäufte. Und den verabschiedeten preußischen Feldwebel, der um dieselbe Zeit zu ihm kam und ihm von Herzen für den sittlichen Nutzen seiner Schriften dankte, hätte er vor empfindsamer Freude gern geküßt; aber er erschrak über seinen Bart.

Nicht bloß mit seinen Schriften und akademischen Lehrvorträgen hatte sich Gellert diese allgemeine dankbare Verehrung verdient. Er wurde auch im unmittelbaren persönlichen und brieflichen Verkehr der Ratgeber, der erziehende, bessernde und fürsorgende Freund seines Publikums. Bald hatte er einem früheren Zuhörer Weisungen oder Winke für sein sittliches Verhalten zu geben, bald einem angehenden Dichter sein Urteil über dessen gereimte Versuche mitzuteilen; bald hielt er einem jungen Offizier, der zum erstenmal ins Feld ausrückte, die wahren Pflichten des Soldatenstandes vor; bald mußte er einem österreichischen Staatsmann seinen deutschen Briefstil korrigieren. Das halbe Deutschland versorgte er mit Hofmeistern. Mit adeligen Damen und mit bürgerlichen Freundinnen wechselte er lange, flüssig geschriebene Briefe, die bisweilen recht arm an Inhalt, öfter aber mit Berichten über die kleinen Ereignisse seines einförmigen Lebens, mit allgemeinen Sittenlehren, auch mit Urteilen über Menschen und Bücher angefüllt waren. Einmal geriet er sogar auf den Einfall, seiner besten Freundin einen verwitweten Kantor in Leipzig zum Mann anzutragen, und mußte sich erst durch die humoristisch abweisende Antwort der Dame zart belehren lassen, daß er hier einen ungehörigen Weg eingeschlagen habe. Aber Hunderten wurde er in ähnlichen und in andern Fragen zum Gewissensrat, und selbst Männer und Frauen, die ihm völlig unbekannt waren, ja die ihren Namen vor ihm verbargen, wandten sich in den Zweifeln ihres Herzens an ihn. Und dienstwillig antwortete er jedem so gut und so ausführlich, als er konnte, und gewann sich dadurch neue, dankbare Freunde allüberall.

Am schönsten zeigte sich die Verehrung, die er bei allen genoß, in der aufrichtigen Teilnahme an seiner von Jahr zu Jahr wachsenden Kränklichkeit. Schon frühzeitig, als er kaum ins Mannesalter eingetreten war, litt er schwer unter hypochondrischen Anfällen, und alle Sorgfalt, mit der er seinen schwächlichen Körper pflegte, brachte ihm nicht die ersehnte Heilung. Vergebens brauchte er seit 1752 wiederholt zu Lauchstedt und zu Karlsbad die Brunnenkur. Jede heftigere Erschütterung brachte ihn in die größte Gefahr. Schon 1757 riß ihn eine von Fieber begleitete Brust-

krankheit an den Rand des Grabes. Er selbst hielt sich für verloren; auch auswärts verbreitete sich die Nachricht von seinem Tode, und Kleist verfaßte auf den Totgeglaubten das Sinngedicht, dessen letzte Zeile der Wiedergenesene nicht ohne Zittern und Thränen lesen konnte:

„Als jüngst des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt' ich und weint' und sah den Himmel plötzlich offen.
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.“

Gellert selbst glaubte sein Leben nur auf kurze Zeit gefristet. Sein Leiden und mit ihm seine schwermütige und ängstliche Stimmung nahm bald wieder zu. Jetzt suchte er es auch durch Reiten zu bekämpfen — Prinz Heinrich von Preußen schenkte ihm dazu nach dem Kriege ein zahmes Pferd, das ihn in der Schlacht bei Freiberg getragen hatte. Als dieses 1768 starb, sandte der junge Kurfürst Friedrich August IV. dem kranken Dichter aus seinem eignen Marstall ein sicheres und sanftes Tier, dessen reiches Sattelzeug Wochen lang die Neugierigen zuerst zu Dresden, dann zu Leipzig in Spannung erhielt, während der Beschenkte selber in seinen Briefen eine kindliche Freude über die zarte Aufmerksamkeit seines Monarchen bekundete. Gleich seinen Eltern bewies Friedrich August IV. ihm auch sonst mehrfach seine Gunst und seine Hochachtung. Namentlich ließ er sich und seinem Gefolge bei seinen Besuchen in Leipzig öfters von Gellert wissenschaftliche, besonders moralische Vorlesungen halten und beschenkte ihn dafür in schmeichelhafter Weise mit seinem Porträt und einer Schreibtafel. Noch den sterbenden Dichter erfreute die Teilnahme des Kurfürsten, der tief bekümmert einen seiner besten Leibärzte an das Krankenlager sandte. Auch dieser konnte keine Hilfe mehr bringen. Die Organe des siechen Körpers, seit Jahren mehr und mehr erschlafft, versagten zu Anfang Dezembers 1769 gänzlich. Die Folge davon war eine qualvolle Entzündung des inneren Organismus, der Gellert, christlich gefaßt, durch seinen festen religiösen Glauben gestärkt und erheitert, in der Nacht des 13. Dezember 1769 erlag.

Die Trauer um seinen Tod war allgemein. Eine wahre Flut von unbedeutenden Nachrufen in Prosa und in Versen überschwemmte das litterarische Deutschland. Bildnisse und Denkmäler wurden dem Verstorbenen gewidmet, und zu seinem Grabe drängten sich Wallfahrer wie zum Grab eines Heiligen, so daß der Leipziger Magistrat zuletzt ein Verbot dagegen erlassen mußte.

Allen, die ihn kannten, blieb der hagere, mittelgroße Mann mit dem feingeschnittenen, ernsten, fast traurigen Gesicht, der hohen Stirn, der Adlernase, den beseelten blauen Augen, den eingefallenen Wangen und dem wehmütig-gefälligen Lächeln um den wohlgebildeten Mund unvergeßlich. Alle rühmten seine weltmännische Feinheit und Gewandtheit im Umgang mit den höheren Ständen oder mit Damen, sein Wohlwollen

gegen Untergebene, sein Mitleid mit Unglücklichen, seine Wohlthätigkeit gegen Dürftige, seine redselige, dienstbereite Höflichkeit gegen jedermann. Nie riß ihn ein Vorurteil oder gar eine Leidenschaft zu einem rücksichtslosen Wort, zu einem verletzenden Betragen gegen andere fort. Er konnte auf Augenblicke unwillig und empfindlich werden; aber eigentlich heftig oder zornig sah man ihn nie. Sein Gemüt zeigte fast immer ein ruhiges Gleichmaß der Neigungen und Begierden, nie stürmischen Aufruhr, nie wild schäumende Kraft. Weibliche Sanftheit und Milde war das Wesen seines Charakters; männliche Stärke und Entschlossenheit, Kühnheit, Trotz, Selbstvertrauen fehlte ihm gänzlich. Schüchternheit, Ängstlichkeit, die sich bis zu feiger Furchtsamkeit steigerte, begleitete ihn durch sein ganzes Leben. Er bekannte in seinen Briefen an seine Schwester ganz offen, daß er sich vor dem Ausziehen eines kranken Zahnes „schrecklich fürchte“, daß ihm das Aufschneiden eines Zahngeschwürs „schrecklich wehe“ gethan habe; die Korrektur einer neuen Sammlung seiner Werke 1768 trieb ihn in eine uns kaum begreifliche Angst und Traurigkeit und bereitete ihm eine schlaflose Nacht um die andere. Nur dem Tode sah der sonst so schwächliche und zaghafte Mann mit ruhigem Mut, ja mit Freudigkeit entgegen. Er begrüßte ihn als seinen Befreier von aller irdischen Trübsal, als seinen Führer zu den Wonnen des Himmels. Hier übte doch einmal im entscheidenden Augenblick sein religiös frommer Glaube einen kraftvoll tröstenden Einfluß auf ihn aus.

Denn auch sein Christentum, das er mit größter Strenge im stillen vor sich selbst und öffentlich vor den Leuten pflegte, hatte oft einen schwächlichen, krankhaften Anstrich. Treu bekannte er sich zu allen Dogmen der orthodoxen lutherischen Kirche, und gewissenhaft befolgte er alle Vorschriften, die sie zu einem gottseligen Leben erteilte. Er las kein Buch lieber als die Bibel, er versäumte zu Hause und in der Kirche keine Andachtsübung, er war ein überaus fleißiger Besucher der Predigt, ein regelmäßiger Gast am Tische des Herrn. Aber er begnügte sich nicht mit einem orthodox starren Glauben. Auch er gab sich den segensvollen Einwirkungen eines edlen Pietismus hin, dessen Zweck es war, daß der gläubige Mensch in ein persönlich inniges Verhältnis zu der liebenden Gottheit trete und selbst in frommen Thaten erbarmender Liebe die Früchte seines lebendigen Glaubens an den Tag lege. Aber auch hier zeigte sich wieder die hypochondrische, selbstquälerische Ängstlichkeit Gellerts. Er konnte sich weder im Glauben noch in den Werken der christlichen Liebe je genug thun, und so eifrig er auch immer im weitesten Umfange seine Pflicht erfüllte, doch klagte er sich selbst des Unglaubens, des Zweifels, der Verstocktheit, der Trägheit zum Gebet, der Gleichgültigkeit gegen Gottes Wohlthaten, der Verlockung zur Sinnlichkeit und zur Sünde überhaupt an. Namentlich in seinem Tagebuch, von dem uns ein kleiner Teil, die Aufzeichnungen des Jahres 1761, im Druck vorliegt (Leipzig, T. O. Weigel, 1862), gab er diesen Selbstanklagen einen beredten Ausdruck. Da wechseln kurze An-

gaben über die kleinen Ereignisse seines äußeren Lebens und über seine körperlichen Leiden ununterbrochen mit jenen Merkmalen seiner Seelenkämpfe, und in mitunter fast widerlicher Weise mischen sich die meist ungerechten Vorwürfe, mit denen der Schreiber sich alle Lebensfreude verkümmert, unter die religiösen Betrachtungen über Bibelsprüche und Predigten, unter die Liederverse und Excerpte aus erbaulichen Büchern, die er fleißig in das Tagebuch einträgt. Den unbefangenen Leser berührt die traurige Mischung manchmal fast komisch. Da heißt es z. B. am 2. Januar nach einer längeren Einleitung: „Den Tag bis 6 Uhr habe ich meistens gelesen in Rambachs Übersetzung, — einen Brief an Weisen geschrieben, der nicht wichtig war. — Ach, ich muß die heilige Schrift fleißiger und herzlicher lesen und forschen, meiner Eitelkeit mehr wehren und auch meiner unheiligen Traurigkeit; sie ist ja große Sünde und nichts als Undank gegen Gott. — Weniger Kaffee und Tabak sollte ich auch gebrauchen, warum thue ich mir diese Gewalt nicht an? — mehr Pflichten des Berufs ausüben und die kostbare Zeit seliger nützen. Herr, laß Deine Barmherzigkeit mein Herz heiligen und zum Guten willig machen!“ Oder am 10. März: „Nach Tische übereilte mich die Begierde, eine nicht nötige Arbeit zu wagen, vermutlich weil ich einige Erholung spürte; dieses war schon ein Fehler, meine Seele.“ Im Anschluß daran am folgenden Tag: „Eben diesen Fehler beging ich auch heute früh nach dem Gebete, da ich an den jungen Schönfeld erst prosaisch, dann poetisch schreiben wollte und die Stunde verderbte, in der ich die seligern Regungen hätte warten und nähren sollen — ich las aus diesem Grunde um 11 Uhr und 3 Uhr schlecht, weil mich dieser Brief verfolgte, den ich dennoch nachmittags vollendete, bis gegen 7 Uhr damit zubrachte, mich also von der Andacht, die ich itzt vorzüglich abwarten sollte, abhielt, mich zerstreute, zum Gebete träge, also immer wieder elender machte. O Gott, wie schwach und irdisch gesinnt, übereilt bin ich noch! Herr, erbarme Dich meiner und gieb mir Weisheit und Verstand, gieb, daß ich an mich halte, mich zwinge und mir Gewalt anthun lerne; denn sonst werde ich Dich und Deine Gnade geringe schätzen lernen.“

Derselbe Pflichteifer und zugleich derselbe Mangel an männlicher Kraft, dieselbe furchtsame Kleinlichkeit der Auffassung, die Gellert in sittlichen und religiösen Fragen bewährte, trat auch in seinem Verhältnis zur Wissenschaft und Dichtkunst zu Tage. Mit Klugheit, scharfer Beobachtungsgabe, gutem Geschmack und Sinn für das Schöne, vor allem aber für das Richtige begabt, nützte er mit gewissenhaftem Fleiß alle Geistesanlagen, die ihm verliehen waren, und alle Bildungsmittel, die ihm zu Gebote standen, redlich aus. Nach einem schönen, korrekten Maß strebte er auch hier, zunächst bei sich selbst nach einem genauen Gleichmaß seiner geistigen Kräfte und der Aufgaben, an die er sich wagte. Ein mächtiges, bahnbrechendes Genie war ihm nicht zu teil geworden; er verzichtete denn auch für immer darauf, etwas großartig Neues in Wissenschaft oder Kunst zu

versuchen. Er wußte sehr wohl, was er konnte, und wollte niemals mehr als dieses leisten. Auf dieses aber verwandte er alle Kraft, alle Mühe, allen Fleiß, und darum gelang ihm, was er wollte, gewöhnlich in einer nach dem Urteil seiner Zeit vollkommenen Weise. Korrekter konnten die Aufgaben, die er sich stellte, selten ausgeführt werden, genialer fast immer; die meisten von ihnen würde sich das Genie aber schon anders gestellt haben.

Als akademischer Lehrer bewegte er sich zumeist auf dem von Gottsched vorgezeichneten Boden. Zwar eiferte er gelegentlich gegen den Irrtum, als könnten die Regeln allein das mangelnde Genie ersetzen und auch den Unbegabten zum Dichter machen; zwar suchte er in seinen gemeinverständlichen Vorträgen auch die Ergebnisse der schweizerischen und der hallischen Ästhetik auszunützen und betonte die sittliche Bedeutung der schönen Wissenschaften ungleich stärker noch als Gottsched. Die echte Dichtkunst und Litteratur galt ihm nicht bloß im einzelnen, sondern im ganzen, in allem und jedem als eine Führerin zur Tugend und Religion. Aber, wenn er sich auch hie und da von Gottsched frei machte oder über ihn hinaus ging, in der Hauptsache blieb er der Theorie desselben getreu. Mit Gottsched strebte auch Gellert in erster Linie nach formaler Korrektheit; Gottscheds Muster, die Alten (deren Moral er jedoch verwarf) und die Franzosen des Zeitalters Ludwigs XIV., empfahl auch er zumeist. Zu den litterarischen Größen seiner Zeit hatte er zwar als Mensch mancherlei freundliche Beziehungen, als Litterator aber kein rechtes Verhältnis. Noch 1767 rühmte er unter den neueren deutschen Schriftstellern Mosheim, Hagedorn, Schlegel am lautesten; an anderer Stelle gesellte er ihnen etwa Sulzer, Spalding, Jerusalem, Thomas Abbt, Haller, Cronegk, Rabener, Cramer und die übrigen Bremer Beiträger bei; die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg kamen, wie der junge Goethe versichert, in seinen Vorlesungen nie über seine Lippen. Wenn er auch in mehreren Privatbriefen das Talent Klopstocks und andrer dieser Dichter völlig gerecht würdigte, geradezu empfehlen wollte er sie seinen Studenten nicht. Daß er Rousseau, von dessen „Emil" er doch nur die Vorrede gelesen hatte, mit einer sonst bei ihm unerhörten Herbheit und fast möchte man sagen Arroganz des Urteils verwarf, weil die Weisheit des Genfer Philosophen sich nicht mit der Religion vertrage, daß er vor der Lektüre des „übelberufenen" Schweizers seine Freunde und Freundinnen inständig warnte und ihnen dafür Mosheim und Basedow anriet, verstand sich aus seinen christlich-moralischen und ästhetischen Ansichten von selbst. Hingegen mußten die Verfasser des rührenden Schauspiels und des rührenden Familienromans in Frankreich und England, Nivelle de la Chaussée, Richardson und ihre Genossen, naturgemäß seinen vollen Beifall ernten.

Ideenarm waren alle Vorlesungen Gellerts, sowohl die über Litteratur und Rhetorik nebst dem stilistischen Praktikum als auch die

über Moral, die nach seinem Tode seine Freunde Adolf Schlegel und Gottlieb Leberecht Heyer nach seinen zum Teil von ihm selbst für den Druck neu durchgesehenen Handschriften herausgaben. Gellert wollte nie ein philosophisches Lehrgebäude der Moral errichten, sondern durch den warmen und faßlichen Vortrag der wichtigsten Grundsätze der praktischen Moral die Herzen seiner Zuhörer bessern und ihnen brauchbare Lehren für ihr späteres Leben geben. Eklektisch lehnte er sich darum an verschiedene Darsteller der Moralphilosophie und zwar einer theologisch gefärbten Moralphilosophie aus der jüngsten Vergangenheit, an Mosheim, Baumgarten, Crusius, Jerusalem, Hutcheson, Fordyce und andere, an. Denn auch er sah die höchste Moral, die ihm zugleich der beste Weg zum wahren Glück des Menschen schien, eins mit der Religion; doch stellte er die religiöse Moral über die bloß philosophische nach ihrer Quelle, ihren Mitteln, ihren Zwecken und Beweggründen, ihren Wirkungen. Die wahre Tugend definierte er daher als „die Übereinstimmung aller unsrer Absichten, Neigungen und Unternehmungen mit der göttlichen Anordnung, die sich stets auf unser Glück und das Beste unsrer Nebenmenschen bezieht". Um zu dieser Tugend zu gelangen, soll der Mensch seine Pflichten gegen Körper, Seele und Herz, gegen sich, seine Mitmenschen und Gott, die Gellert alle sorgfältig der Reihe nach zergliedert und ausführlich beschreibt, genau kennen lernen und unablässig üben, dabei aber namentlich den allzu starken Eindrücken der Sinne und der Einbildungskraft wehren, die erlaubten Neigungen mäßigen, die unerlaubten ganz und gar zurückhalten. Möglichst genau und sorgfältig ist Gellert bei der Aufzählung der einzelnen Pflichten; er wiederholt sich lieber, als daß er etwas vergißt. Aber auch hier sind alle Winke und Lehren nur für den Lebensgang von Alltagsmenschen berechnet, die zum Mittelgut gehören und dazu gehören wollen; solchen, die höher strebten, konnten die „Moralischen Vorlesungen" nichts bieten. So war die Befürchtung des Franzosen nicht grundlos, der gegen Goethe die Ansicht äußerte, Gellert werde Schwachköpfe bilden.

Dabei machte ihn sein einseitig christlicher Standpunkt manchmal geradezu ungerecht gegen Andersdenkende. Wie er gegen Rousseau eiferte, wie er die Moral der antiken Philosophen keineswegs nach Gebühr würdigte, so warnte er ängstlich flehend vor der Freigeisterei. In der Moral der Freigeister sah er entsetzt nur ein System des krassesten Egoismus, dem alles gut und erlaubt scheint, was seinem Vergnügen dient, für den es kein Recht und Gesetz, keine wahre Sittlichkeit, keine Scham, kein Gewissen, keine Tugend giebt. Ohne jeden Versuch einer philosophischen Auffassungsweise betrachtete er den Freigeist immer mit den Augen eines orthodoxen Zeloten wie einen Teufel in Menschengestalt. In dem Lustspiel „Das Los in der Lotterie" (III, 5) schilderte er ihn durch den Mund der braven Frau Damon folgendermaßen: „Zur Profession eines Freidenkers .... gehört nichts mehr als wenig Verstand, ein wildes Herz, etliche englische oder französische Blätter voller Galle wider die Schrift, ein gut Glas

Wein, ein gesunder Körper, der Besuch gewisser Häuser, die ich ohne Schamröte nicht nennen kann, und wenn man es recht hoch bringen will, eine ohne Vorsichtigkeit und Klugheit angestellte Reise in fremde Länder." Hier, in den „Moralischen Vorlesungen", trug er die Farben noch dicker und greller auf. Sogar vor willkürlichen Verdrehungen der Geschichte scheute er dabei nicht zurück. Den Religionsspöttern Rochester, Hobbes, Bolingbroke und Shaftesbury hielt er einen Verulam, Addison, Littleton und West entgegen, welche die Religion durch ihre Schriften und Sitten verherrlichten. Über den gelehrten Bayle stellte er den gelehrten Erasmus und Melanchthon. Welcher Kenner der Geschichte wird sich auf die frommen Sitten Bacons von Verulam oder auf den spezifisch religiösen Sinn des Erasmus berufen?

Auch in den kleineren moralischen Aufsätzen und Reden Gellerts bewegte er sich immer auf demselben Grenzrain zwischen Religion und Moral. Mattherzige fromme Betrachtungen und Ratschläge ohne Tiefe und wahre Kraft bildeten regelmäßig den Inhalt. Dann und wann gab er auch ein paar Anweisungen, nach denen seine Zuhörer ihr akademisches Leben und ihr Studium einrichten mochten, bisweilen sogar einen Wink für die Wahl ihrer Lektüre. Überall aber wußte er durch die Einfachheit und Klarheit seines meistens freilich langgedehnten Vortrags zu fesseln. Um die Darstellung anschaulicher und lebhafter zu machen, bediente er sich dabei gern eines Kunstgriffes, den er den moralischen Wochenschriften der Engländer oder dem geistreichen Franzosen La Bruyère abgelernt hatte. Statt die einzelnen Eigenschaften des menschlichen Herzens im allgemeinen theoretisch und abstrakt zu schildern, zeichnete er kleine Charakterbilder bestimmter Menschen, welche in ihrem Denken und Handeln diese Eigenschaften zum konkreten, zugleich typischen Ausdrucke bringen. Insbesondere hing er den „Moralischen Vorlesungen" eine ziemliche Anzahl solcher (noch dazu recht gut skizzierter) „Moralischer Charaktere" an.

Wie durch diese Vorlesungen, so wurde Gellert nicht minder durch seine stilistischen Übungen zum Lehrer Deutschlands. Lessings und Goethes prosaischer Stil konnte sich zwar unter seiner Anweisung nicht bilden; denn Geistesfrische und Gedankengröße fehlte dem behutsam-zahmen Leipziger Professor auch hier. Aber Tausende lernten von ihm die Regeln einer feinen und doch leichten und einfachen Schrift- und Umgangssprache. Er verdrängte erst völlig aus unserer Prosa den unnatürlichen Schwulst der zweiten schlesischen Schule, aber ebenso die steife Rhetorik Gottscheds; er lehrte ein zwar oft weitschweifiges und markloses, aber klares und sauberes, ebenmäßiges, korrektes Deutsch. Besonders hatte er auf die Verbesserung des Briefstils sein Augenmerk gerichtet. Schon 1742 veröffentlichte er in den „Belustigungen" seine „Gedanken von einem guten deutschen Briefe"; Rabeners Bitten und Drängen bewog ihn, daß er 1751 ein umfangreicheres Werk „Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen" herausgab. Seine elenden Vor-

gänger auf diesem Gebiete, Junker, Talander, Neukirch, Lünig, Franziscy und andere, brachte er um den letzten Rest des Einflusses, den sie noch ausübten, indem er Musterbriefe aus ihren Sammlungen kritisch zergliederte und an besseren Beispielen aus der epistolarischen Litteratur der Alten und der neueren Franzosen und schließlich an eignen Versuchen zeigte, wie ähnliche Gedanken sachgemäßer auszudrücken seien. Er verlangte geschickte, nicht gemeine oder platte Nachahmung der Sprache des feinen Umgangs, Einfalt und Natürlichkeit, Übereinstimmung von Form und Inhalt, Rücksicht auf den Anlaß und Zweck des Briefes und zwanglose Korrektheit auch in Briefen, in denen man sich einem geistreichen Scherzen und Spielen mit Gedanken hingiebt. Bei dem Mangel guter deutscher Muster — er lobte nur Gleims „Freundschaftliche Briefe" (1746) und das Danziger Wochenblatt „Sendschreiben an gute Freunde" — empfahl er das Studium, ja sogar die Übersetzung ausländischer Beispiele, warnte nichtsdestoweniger aber entschieden davor, daß man diese selber knechtisch nachahme. Seine eignen Musterbriefe, die er der „Praktischen Abhandlung" beigesellte, 73 an der Zahl und alle wirklich zuvor ohne die Absicht des Druckes an Gönner, Freunde und Freundinnen geschrieben, deuteten gleichfalls zum Teil auf jene fremden, besonders französischen Vorbilder, deren Einwirkung man auch sonst damals in Deutschland, z. B. bei Frau Gottsched, bei Hagedorn und andern, spüren konnte. Diesen Gellertschen Briefen mangelt vornehmlich ein bedeutender Inhalt. Was sie bieten, ist bald leeres und breites und darum langweiliges Geplauder, bald scherzhaft witziges oder zärtliches Getändel, welches nichtige Stoffe nach allen Seiten hin und her wendet, um sie bis auf den letzten Tropfen zu erschöpfen. Lebhafte Empfindungen werden stets durch nüchterne Betrachtungen ersetzt. Der Witz ist oft gekünstelt; rechter Humor kommt fast nie auf. Manche Briefe (so der dreizehnte) gelangen über die Einleitung nicht hinaus und sind dann nichts als ein artiges Spiel mit Worten. Der allgemeine Ausdruck des Gefühls ist oft recht unnatürlich (z. B. im 23. Brief); die Schreibart jedoch, namentlich die Bildung der einzelnen Sätze, entspricht durchaus Gellerts strengsten Vorschriften. Im ganzen übertreffen seine übrigen, erst nach seinem Tode gedruckten Freundschaftsbriefe diese Musterbeispiele, die er selbst mit Rabeners Beihilfe zur Veröffentlichung auswählte, weitaus an Einfachheit und Innigkeit.

Als Dichter trat Gellert seit 1741 in den „Belustigungen" zuerst mit Fabeln hervor. Der Beifall, den dieselben fanden, bestimmte ihn, sie 1746 in strenger Auswahl, vielfach gefeilt und überarbeitet, unter dem Titel „Fabeln und Erzählungen" zu sammeln. Ein zweiter Teil folgte 1748, ein weiterer Nachtrag, großenteils aus früher verworfenen, jetzt völlig umgemodelten Stücken der „Belustigungen" zusammengestellt, 1754 in den „Lehrgedichten und Erzählungen". Die Sammlung, für die der Verfasser anfangs nicht eben leicht einen Verleger fand, wurde rasch das gelesenste Lieblingsbuch des deutschen Volkes, das unzählige, nur wenig

mehr veränderte Auflagen erlebte und bald in mehrfachen Übersetzungen auch den verschiedenen übrigen Nationen Europas zugänglich gemacht wurde. An diesem beispiellosen Erfolge war nicht nur Gellerts eigne Kunst der dichterischen Erzählung und Darstellung schuld, sondern ebenso seine Wahl der bestimmten poetischen Gattung, in der er diese Kunst erprobte.

Die Fabel als diejenige Gattung der Dichtkunst, welche am ersichtlichsten anmutige Unterhaltung und sittliche Belehrung in sich vereinigt, die zugleich durch ihre Personifikation von Tieren und leblosen Dingen die höchste Staffel des für die Poesie erforderlichen Wunderbaren erreicht und mit ihrer künstlerisch abgerundeten Handlung ein Epos im kleinen vorstellt, war während der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts wieder zu dem Ansehen und der Gunst aufgestiegen, die sie durch die Opitzische Reform unserer Dichtkunst eingebüßt hatte. Man erhob sie wieder in der Kritik und Theorie, am höchsten Breitinger 1740 in seiner Poetik; man pflegte sie durch zahlreiche neue Übersetzungen und Bearbeitungen des Äsop, Phädrus und der übrigen älteren Fabeldichter, namentlich aber zweier modernen Franzosen, La Fontaines und La Mottes; man wetteiferte nach dem Muster dieser beiden in eignen neuen Versuchen. Neben unbedeutenderen Vorgängern widmeten sich besonders Triller (1737 und 1740), Hagedorn (1738 und 1750) und Stoppe (1738 und 1740) dieser Aufgabe. Ihnen schloß sich nunmehr Gellert an, von Hagedorn, zugleich auch von Stoppe ausgehend, bald aber sie alle weit überholend.

Auch unsere späteren Fabeldichter, zum Teil von Gellert abhängig, die übrigen Bremer Beiträger, Gleim, Lichtwer, Pfeffel, der junge Lessing in seinen gereimten Proben dieser Art, mußten hinter ihm zurückstehen. An Hagedorn und mit ihm an La Fontaine, der im höfischen Konversationston anmutig und zierlich die einfachsten Geschichten breit auszumalen verstand, lehnte Gellert sich zuerst an; ihm bildete er zum Teil seine Schreibart, mehr aber noch den Ton und die Manier des Ganzen nach. Bald jedoch traten dazu starke Einflüsse von Daniel Stoppe und dessen Meister Houdart de la Motte. Von ihnen lernte Gellert die Leichtigkeit des Reimes, die freiere Form des Verses (Jamben von verschiedner Länge, sogenannte vers irréguliers, während er früher meistens fortlaufende Alexandriner oder regelrechte Strophen gebildet hatte), den familiären Ton des Vortrags; wie Stoppe, übertraf auch er Hagedorn an eigentlich epischem Erzählungsgehalt und an Reichtum und Kühnheit der Phantasie; gleich ihm stellte er öfters weitschweifige moralische Einleitungen der eigentlichen Fabel voraus. Die knappe Darstellung der antiken Fabulisten hingegen nahm er sich nie zum Vorbild. Mit diesem französischen Plauderstil, bei dem erklärende oder ironische Parenthesen, Zwischenreden an die Leser, Fragen und Antworten, Einwürfe und Zweifel fortwährend den Gang der Erzählung unterbrechen, vereinigte sich bei Gellert die aus der Gottschedischen Schulsprache ererbte einheimische Umständlichkeit, die alles möglichst deutlich

zu machen suchte, und ein deutsch-bürgerlicher Gedankeninhalt; ja selbst die aus fremden Quellen geschöpften Geschichten wußte er deutsch-bürgerlich umzufärben. Er konnte daher mit einem gewissen Recht auf Friedrichs des Großen Frage nach seinen Mustern sich ein Original nennen, umsomehr, als er in der That nur einen kleinen Teil seiner Stoffe fremden Vorlagen entnommen hatte. Bei 27 seiner Fabeln nannte er selbst seine Quellen, Cicero, Plutarch, Abstemius, Burkard Waldis, Zinkgref, Vaniere, Bayle und Jöcher, den „Tatler“ und den „Spectator“, französische und deutsche Anekdotensammlungen, gelegentlich auch moderne Zeitungsnachrichten. Dazu kommen noch einige Fabeln und Erzählungen, zu denen ihm Stellen der Bibel, ein Vers Molieres, eine Fabel La Mottes oder Stoppes oder auch eine Geschichte aus Kirchhofs „Wendunmut“ und andere dergleichen Arbeiten früherer Verfasser den Anstoß gaben. Aber immerhin bleiben gegen vier Fünftel seiner Versuche in dieser Dichtungsgattung auch stofflich Gellerts ausschließliches Eigentum. Er beobachtete zu künstlerischem Zwecke die Menschen seiner Zeit und ihr Handeln und gewann so aus dem wirklichen Leben, das ihn täglich und stündlich umgab, für seine Poesie Charaktere von typischem Wert und Vorgänge, die durch nichts gegen die Wahrscheinlichkeit verstießen. Die Tierfabel trat dabei naturgemäß zurück; schwankartige und anekdotenhafte Erzählungen aus dem sittlichen Treiben und geselligen Verkehr der Menschen drängten sich in den Vordergrund. Auf Lehre und Moral war es bei allen diesen Gedichten zumeist abgesehen; dieselbe erhielt bei dem Freunde Rabeners häufig einen stark satirischen Beigeschmack, und in manchen Gellertschen Versuchen überwog geradezu das satirische Element weitaus über den epischen Bestandteilen, aus denen sich die echte Fabel hätte bilden müssen. Was wir da lesen, ist oft kaum mehr als ungeschminkte Satire, in den dünnen, fast unmerklichen Rahmen einer dürftigen Erzählung gefaßt.

Diese Satire, niemals leidenschaftlich, niemals heftig verletzend, niemals sarkastisch höhnend, immer von Gleichmut und Seelenruhe zeugend, immer heiter neckend, humoristisch kitzelnd, streift zwar die eine Klasse von Menschen mehr als die andere, aber sie verschont keine ganz und gar. Gellert rügt die Schwächen der Männer wie der Frauen, des Alters wie der Jugend, der mannigfachen Stände, die allgemeinen lasterhaften Neigungen und Irrtümer des menschlichen Herzens, die Fehler des Menschen in seinem Verkehr mit seinen Mitmenschen, in seinem Verhältnis zu Gott, in seinem Urteil über sich selbst. Er kämpft gegen Eitelkeit und Selbstüberhebung, gegen Putzsucht, gegen Unbescheidenheit, gegen Ruhm- und Ehrbegierde, gegen Unzufriedenheit und Launenhaftigkeit, gegen Neid und Geiz, aber nicht minder gegen Verschwendung, gegen unverständigen und unmäßigen Gebrauch des Reichtums, gegen ungesunden Genuß des Vergnügens. Wiederholt greift er die Heuchelei in ihren verschiedenen Formen und Arten an, die fromme Scheinheiligkeit, die zur Schau getragene Prüderie und Sprödigkeit, hinter der sich nur sinnliche Lüsternheit versteckt, die über-

schwänglichen Versicherungen von Liebe und Treue, die sich in der Stunde der Prüfung als trügerisch erweisen, die hohle Schmeichelei; er zieht gegen Übertreibung, Lüge und Verleumdung zu Felde; aber er warnt auch vor falscher, unzeitiger Wahrheitsliebe. Lästige Geschwätzigkeit, Widerspruchslust und Streitsucht jeder Art verurteilt er gleichmäßig; er eifert gegen die Allerweltswisser, gegen die Begierde des Menschen, die Zukunft voraus-zukennen, wie überhaupt gegen die kurzsichtige Beurteilung göttlicher Einrichtungen und Schicksalslenkungen, gegen die Neigung der Welt, sich durch den äußern Schein täuschen zu lassen, gegen ihre Unfähigkeit, echte und unechte Vorzüge gehörig zu unterscheiden, Thörichtes und Verkehrtes, namentlich wenn es neu ist, in seinem Wesen zu erkennen. Er verabscheut den Undank und preist die Wohlthätigkeit, tadelt aber Großmut, die am falschen Orte sich beweist. Er schilt die tyrannische Macht der Gewohnheit und ebenso die Unbeständigkeit des menschlichen Herzens, das ein immerwährendes Glück nicht zu ertragen vermag; er weist mahnend darauf hin, daß wir die Freiheit unsers Willens oft zur Wahl des Übels mißbrauchen; er rühmt die Herzensgüte vor glänzenden Geistesgaben, natürliche Schönheit vor allem künstlichen Schmuck. Er erhebt seine Stimme gegen die verfehlte Weichlichkeit in der Erziehung, er bekämpft vornehmlich das Ammenwesen; er wendet sich gegen nutzlose, unfruchtbare Arbeit; er verkündet das Lob der Geselligkeit, die die Mängel des einzelnen ausgleicht. Er überschätzt keineswegs das zweifelhafte Glück der Hochgestellten, Reichen und Mächtigen und scheut die Gefahren, die ihnen der Haß und Neid der Niedrigeren droht; doch wehrt er sich ebenso gegen die geringe Achtung und Anerkennung, die der hochmütig-ungebildete Adel dem Verdienst des Gelehrten zukommen läßt. Er verschweigt nicht seine Ansichten über schlechte Dichter, mittelmäßige Schriftsteller, über Autoreneitelkeit und die falsche Berühmtheit schreibefertiger Verfasser, er unterscheidet scharf den Wert des echten und den des bloß lauten Beifalls; aber hoch stellt er den Nutzen der wahren Dichtkunst. Er lächelt satirisch über die wechselnden Systeme der Philosophen; er verwirft die materialistische Weltanschauung als unverzeihliche Narrheit; er lobt, allerdings nicht ganz ohne Ironie, die stoische Gelassenheit; er straft mit Verachtung und plumpem Spott die Freigeisterei. Aber bei aller orthodoxen Strenge will er doch auch die Vernunft aus ihren Rechten nicht verdrängt wissen, und auf das heftigste verfolgt er äußere, augenscheinliche Übung der Religionsgebräuche ohne innere Frömmigkeit und thätige Nächstenliebe.

Die Moral, die sich aus diesen Fabeln ergiebt, ist nach ihrem Wesen und Werte sehr verschiedenartig. Bald sind es Lehren einer religiös begründeten, ja theologisch gefärbten Sittlichkeit, die Gellert verkündigt, bald allgemein gültige Sätze einer einfachen natürlichen oder rationalistischen Moral, bald Vorschriften der Weltklugheit, Regeln für den Umgang mit den Menschen, von den Beobachtungen des täglichen Lebens abgezogen. Im letzten Fall erscheint die Moral bisweilen etwas gezwungen; manchmal

ist sie locker und zweideutig genug, wie denn auch hie und da über der ganzen Darstellung eine leise Frivolität liegt, welche das sittlich Bedenkliche des Inhalts gar nicht zu erkennen scheint. Öfters wird die Lehre auch nur ziemlich oberflächlich ausgesprochen, ohne daß sie für logisch erwiesen und begründet gelten kann; dann wieder dehnt sie Gellert zu einer förmlichen Predigt mit umständlichen Betrachtungen, Erörterungen und Widerlegungen aller denkbaren Einwürfe aus. Ganz verschwiegen, so daß sie der Leser sich selbst aus der Fabel ergänzen muß, bleibt sie nur in höchst seltnen Ausnahmsfällen. Sonst legt sie der Verfasser abwechselnd bald einer Person seiner Erzählung in den Mund, bald fügt er sie selbständig als besondere Schlußsentenz bei.

Gemeinverständlich, wie die Moral, ist die gesamte stilistische Darstellung der Fabeln. Gellert wollte nach seinen eignen Worten den Vernünftigen und nicht den Gelehrten in engerm Sinn gefallen; ein kluges Frauenzimmer und der niedrigste Mann von gesundem Verstande galt ihm daher mehr als eine gelehrte Zeitung. Mit bewußter Absicht schlug er deshalb den schlichten Plauderton der kunstlosen Umgangssprache an, gemütlich und behaglich wie vor ihm Hagedorn und trotz kleinen, glücklich beabsichtigten Nachlässigkeiten der familiären Rede (z. B. S. Buch II, Nr. 3, 9; 25, 22 u. dgl.) ebenso korrekt wie er, aber ohne daß man ihm den Zwang der Feile anmerkte, anmutiger und natürlicher zugleich als jener, mehr mit der heiteren, spöttisch lächelnden Grazie, welche er als charakteristische und zwar spezifisch französische Eigenschaft an La Fontaine schätzen mußte.*) Und diesen Eindruck ungezwungener Anmut verstärkte die meisterhafte Behandlung des Verses, sowohl da, wo Alexandriner auftreten, antithetisch in zwei Hälften gespalten, als auch wo Jamben von verschiedner Länge in der freiesten und gewandtesten Weise leicht einander ablösen, ja selbst, wo die strophenmäßige Wiederkehr des nämlichen Versmaßes den Erzähler in engere Schranken einzuzwängen scheint.

Von dieser ungesuchten Eleganz und Grazie der Fabeln besitzen die Gelegenheitsgedichte nur wenig, die Gellert fast gleichzeitig mit ihnen bei verschiednen Anlässen zu schreiben begann und bis in seine letzten Jahre zu verfassen fortfuhr. Sie sind herzlich unbedeutend wie die Vorgänge seines Lebens, denen sie ihr Entstehen verdankten, die meisten vollkommen im Stil der gewöhnlichen Gelegenheitsreimerei Gottscheds und seiner schlechteren Schüler gehalten, einige spätere auch von Klopstockischen Einflüssen in der Sprache nicht frei, doch alle ohne viel Phantasie mit trivialem Verstande künstlich ausgeklügelt, und wurden deshalb von Gellert selbst nicht der Aufnahme in seine gesammelten Schriften gewürdigt. Ungleich besser gelangen ihm zwölf Lieder, die er 1743 zum Gesang für zwei Schwestern dichtete und nur in zwölf Exemplaren drucken ließ.

*) Vgl. Wolrad Eigenbrodt, Hagedorn und die Erzählung in Reimversen (Berlin 1884). Dazu Erich Schmidt im „Anzeiger für deutsches Altertum" II, 55—78 (1876) und Bernhard Seuffert ebenda XII, 79—81 (1886).

In der Art der poésie légère und der durch Hagedorn in Deutschland angeregten Anakreontischen Lyrik verherrlichten sie Freude und Lebenslust, Scherz und Wein und Freundschaft, heiter und leicht gestimmt, doch ohne jegliche Frivolität, mitunter sogar etwas pedantisch abhandelnd und das Recht der Freude oder des Genusses in einem halbgelehrten Tone beweisend.

Gleichwohl stimmte Gellert solche weltliche Weisen späterhin nicht mehr an. 1754 gab er mit neuen Erzählungen mehrere Lehrgedichte heraus; auch in den „Belustigungen" hatte er schon Proben aus dieser poetischen Gattung veröffentlicht. Eine Auswahl derselben sammelte er später unter dem Titel „Moralische Gedichte". Sie sind alle breit und redselig geraten, manche zu förmlichen Disputationen mit immer neuen Einwürfen und umständlich abwehrenden Antworten ausgearbeitet. Die besten von ihnen verraten Hallers Einfluß, erreichen aber ihr Vorbild nicht, was die Wucht des Gedankens und die knappe Schärfe des Ausdrucks betrifft. Im Inhalt, auch in der Art, wie nach dem Muster der moralischen Zeitschriften der theoretische Lehrsatz regelmäßig an einzelnen praktischen Beispielen erläutert wird, erinnern diese Gedichte oft an die moralischen Vorlesungen Gellerts. Bald (in dem Gedichte „Der Christ") umschreibt der Verfasser nur Verse der Psalmen und sonstige Bibelstellen, bald entwirft er das nämliche Glückseligkeits- und Tugendideal wie in seinen akademischen Reden. Auch in diesen Reimen empfiehlt er vornehmlich weibliche Tugenden, warnt vor Stolz und Übermut, vor kühnem Selbstvertrauen und sogar vor berechtigtem Egoismus und preist Bescheidenheit, Mäßigung, Zufriedenheit, strenges Pflichtgefühl, reine Menschenliebe und frommes Gottvertrauen, dazu Erkenntnis der eignen Mängel als den besten Weg zum wahren Glück. Wie alle Beiträger, besingt auch er die Freundschaft, aber ohne Feuer der Empfindung, ohne Glanz der Phantasie in nüchtern lehrhaftem Ton.

Gellert selbst schätzte diese Lehrgedichte um ihres religiös-moralischen Gehaltes willen höher als alle seine früheren poetischen Versuche. Mit einer ganz besondern Innigkeit und Gewissenhaftigkeit wandte er sich von ihnen zur Abfassung von „Geistlichen Oden und Liedern" (1757 erschienen). Seine heitersten Augenblicke wählte er zur Arbeit an diesen; sorgfältig bereitete er sich darauf vor und bemühte sich, in die rechte feierlich-ernste und zugleich produktiv-frische Stimmung sich zu versetzen. Die fertigen Lieder wurden nach der alten Sitte der Beiträger den Freunden zur Kritik mitgeteilt und nach ihrem Rat allerlei Verbesserungen vorgenommen. Namentlich machten sich Cramer, Gärtner, Heyer und noch mehr als sie Adolf Schlegel um diese neuesten Versuche Gellerts verdient. Dem letzteren fühlte sich der Verfasser für die erstaunliche Mühe, die er ihm gemacht, für seine Strenge, Aufrichtigkeit und seinen Scharfblick zu ewigem Danke verpflichtet. Besonders Gellerts Unentschlossenheit gegenüber den vorgeschlagenen Änderungen in den Liedern scheint dem Freunde viel Plage gemacht zu haben. „Er hat sie wohl," bekannte der Dichter selbst, „zu vier verschiedenen Malen durchlesen, kritisieren, verteidigen und verdammen

müssen. Er hat alle Änderungen wieder durchlesen, wieder anfeinden oder loben müssen. . . . . Er hat mich bis zur Entzückung gelobt und bis zur Ohnmacht oft getadelt, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf." Nach dieser ungemeinen Sorgfalt bei der ersten Ausarbeitung waren die 1757 gedruckten Lieder nur geringer Veränderungen mehr bedürftig; die wenigen Korrekturen, die Gellert später noch darin anbrachte, können wohl ausnahmslos als wirkliche Verbesserungen gelten.

Da er deutlich erkannte, daß die Poesie und zumal gesungene Poesie eine gar große Gewalt über unsere Herzen hat, so hielt es Gellert für die Pflicht des Dichters, die der christliche Dichter sich zugleich zur höchsten Ehre rechnen sollte, diese Art von Poesie vornehmlich der Religion zu weihen. Er verteidigte warm die geistliche Liederdichtung gegen die Geringschätzung, womit sie gewöhnlich angesehen werde, ohne zu verkennen, daß die vielen schlechten Kirchenlieder, mit denen die letzten Jahrhunderte Deutschland überschwemmt hatten, thatsächlich Grund zu dieser Verachtung der ganzen poetischen Gattung gegeben hatten. Aber die guten alten geistlichen Gesänge mit ihren großen, kraftvoll ausgedrückten Gedanken, die nur durch den raschen Umschwung in unserer Sprache und unserm Geschmack teilweise veraltet seien, nahm er gegen jene Mißachtung nachdrücklich in Schutz. Mit den besten von ihnen, mit den Liedern Luthers und Paul Gerhards, wagte er seine Versuche nicht zu vergleichen; aber er entnahm sich aus jenen guten alten Mustern die Regeln für diese Art von geistlicher Poesie überhaupt, nach denen auch er dichtete. „Es muß," schrieb er in der Vorrede zu seinen Liedern, „eine allgemeine Deutlichkeit darinne herrschen, die den Verstand nährt, ohne ihm Ekel zu erwecken; eine Deutlichkeit, die nicht von dem Matten und Leeren, sondern von dem Richtigen entsteht. Es muß eine gewisse Stärke des Ausdrucks in den geistlichen Gesängen herrschen, die nicht sowohl die Pracht und der Schmuck der Poesie als die Sprache der Empfindung und die gewöhnliche Sprache des denkenden Verstandes ist. Nicht das Bilderreiche, nicht das Hohe und Prächtige der Figuren ist das, was sich gut singen und leicht in Empfindung verwandeln läßt. Die Einbildungskraft wird oft so sehr davon erfüllt, daß das Herz nichts davon empfängt. Es muß in geistlichen Liedern zwar die übliche gewählte Sprache der Welt herrschen, aber noch mehr, wo es möglich ist, die Sprache der Schrift, diese unnachahmliche Sprache voll göttlicher Hoheit und entzückender Einfalt. Oft ist der Ausdruck der Lutherischen Übersetzung selbst der kräftigste; oft giebt das Altertum desselben der Stelle des Liedes eine feierliche und ehrwürdige Gestalt; oft werden die Wahrheiten, Lehren, Verheißungen, Drohungen der Religion dadurch am gewissesten in das Gedächtnis zurückgerufen oder die Vorstellung davon am lebhaftesten in unserm Verstande erneuert. Ja, oft können auch selbst die Stellen und Ausdrücke der Schrift durch den Zusammenhang, in den sie der Liederdichter bringt, eine Art von Kommentario erhalten, der für die Menge vielleicht sehr nötig ist." Er unterschied, durch Cramers Kritik

seiner eignen Lieder darüber belehrt, zwischen geistlichen Lehroden und Oden für das Herz, je nachdem in derartigen Gedichten mehr Unterricht oder mehr Empfindung herrscht. Für die erstern verlangte er vornehmlich Deutlichkeit und Kürze, für die letztern die lebhafte, gedrungne, feurige und doch stets verständliche Sprache des Herzens. Nachdruck und Kraft der Sprache galten ihm mehr als tadelloser Wohlklang; doch wollte er nur dann und wann kleine Härten im Versbau und Reim gestatten, wenn ohne sie eine größere, wichtigere Schönheit des Ausdrucks nicht erreicht werden könne. In den meisten Fällen richtete er sich nach bereits bekannten und beliebten Kirchenmelodien.

Auf möglichste Popularität zielten nahezu alle diese Vorschriften und Grundsätze Gellerts ab. Verhältnismäßig am wenigsten befolgte Gellert selbst die Regel, unmittelbar die Sprache der Bibel zu reden. Er that es, wo er konnte; da aber seine Lieder mehr sittliche Lehren als einfaches Lob der Gottheit und ihres Waltens enthielten, war ihm zum engen Anschluß an den biblischen Text seltner Gelegenheit gegeben. Auf Moral lief auch bei diesen Liedern alles hinaus, allerdings auf eine milde, keineswegs strenge oder starre Moral: herzliche Nächstenliebe, ein rührend weiches und tiefes Gemüt bekundete sich auch hier überall. Doch nie blieb Gellert bei der bloßen Darstellung der Größe oder Güte Gottes stehen; immer zog er wenigstens die Lehre daraus, daß der Mensch diese Größe und Güte erkennen, preisen, gläubig verehren solle. Aber den unmittelbaren Ausdruck voller, inniger Glaubenskraft, überhaupt den Ausdruck kräftiger Leidenschaft vermochte er auch in diesen geistlichen Gesängen nicht zu treffen. Kein fortreißendes Feuer flammte in ihnen, keine mächtige Persönlichkeit prägte ihnen ihren Stempel auf; aber gerade in ihrer gleichmütigen Ruhe, in ihrer einfachen Gemeinverständlichkeit eigneten sie sich vortrefflich zum Ausdruck des religiösen Empfindens und Denkens einer ganzen Gemeinde und übten daher auf die kirchliche Dichtung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen unvergleichlich größeren Einfluß aus als alle ähnlichen Versuche anderer Sänger, namentlich als die gleichzeitig mit ihnen erschienenen, an poetischem Gehalt ihnen sicher überlegenen, aber nicht volksmäßigen geistlichen Lieder Klopstocks. Besonders trug dazu noch Gellerts Geschick bei, womit er den Text und die Melodie, das Satz- und das Versgefüge in schönen, nie gestörten Einklang zu bringen wußte. In Österreich, wo bis dahin die Lektüre unkatholischer Schriftsteller verboten war, drang mit diesen geistlichen Liedern und mit Klopstocks Dichtungen zuerst die Litteratur des protestantischen Norddeutschlands staatlich geduldet, allgemein anerkannt und bewundert ein.

Als Gellert seine Kirchenlieder verfaßte, fühlte er bereits, daß ihm das Schreiben blutsauer wurde, und fürchtete, daß seine Dichtergabe „sehr, wo nicht ganz, verloschen“ sei. Jedenfalls mußte er sich eingestehen, daß die Periode für seine übrige Poesie unwiederbringlich vorüber war, für die Fabeldichtung und mehr noch für die dramatische Thätigkeit und für

die Romandichtung, die er gleichzeitig mit jener gepflegt hatte. Schon 1744 und 1745 war er in den „Belustigungen“ mit zwei Schäferspielen „Das Band“ und „Sylvia“ hervorgetreten. Er war darin von Gottsched und dessen Auffassung und Behandlung des Schäferspiels völlig abhängig, in dem zweiten Stück fast noch mehr als in dem ersten, dessen Fehler er selbst später auf das schärfste verurteilte. Sein Tadel war zum Teil wohl berechtigt: das Stück ist weder im Inhalt noch in der Darstellung frei von Plumpheiten und Roheiten des Geschmacks, die uns widerwärtig berühren, und von den wenigen Personen, die darin auftreten, ist die eine (die Mutter) ganz überflüssig. Aber es enthält doch noch immer mehr äußeres Leben, Handlung und Naturwahrheit als die umfangreichere „Sylvia“. Dort begegnen uns doch noch etwas mehr wirkliche Bauern und Schäfer, während hier die Personen schon ganz arkadisch-idealistisch gezeichnet sind. In „Sylvia“ ist überdies die breit ausgesponnene Handlung ganz in das Innere der Charaktere verlegt, ohne daß sie sich auch durch äußere Geschehnisse bekundet; die Lösung des seelischen Konflikts findet hinter der Bühne statt und wird durch äußerliche Zufälle schließlich nur besiegelt: während wir den seelischen Vorgang selbst beobachten sollten, der Sylvia allmählich zum Geständnis ihrer Liebe treibt, macht es sich der Verfasser leichter und läßt uns einfach durch die Reden der andern verraten, daß sie ihre frühere Sprödigkeit abgelegt habe. Einen wirklichen, kleinen Fortschritt in künstlerischer Hinsicht bezeichnet gegen das „Band“ die edlere, würdigere Sprache und die reinere, gewandtere Bildung des Verses in „Sylvia“.

Der äußern Form nach einigermaßen den Schäferspielen verwandt war die Operette „Das Orakel“, in anmutig gereimten Versen (vers irréguliers) einem gleichnamigen prosaischen Nachspiel von Poullain de Saint-Foix nachgedichtet. Gellert schloß sich im Inhalt der dramatischen Fabel und ihrer Ausführung getreu an seine französische Vorlage an; aber er lieferte nichts weniger als eine bloße Übersetzung. Er teilte zunächst das einaktige Stück in zwei Aufzüge und fügte dabei zwei Auftritte neu ein (I, 4 und II, 3), statt deren seine Quelle nur wenige andeutende Worte enthalten hatte. Ferner dichtete er zahlreiche Gesangseinlagen hinzu, manchmal sogar mit einem Texte, der in der augenblicklichen Situation wenig natürlich erscheint, oder erweiterte und veränderte frei den Sinn und Wortlaut der ähnlichen Abschnitte des französischen Werkes. Erst er arbeitete das Lustspiel, das ihm vorlag, zum Singspiel um. Seine Zuthat waren auch einige spießbürgerliche Ausdrücke aus der konventionellen Dichtersprache jener Zeit, wie „das angenehme Kind“ u. dergl.

Von seinen größeren sämtlich in Prosa abgefaßten Lustspielen war „Die Betschwester“ (in drei Aufzügen) das älteste. Es wurde zuerst 1745 im zweiten Band der „Bremer Beiträge“ veröffentlicht. Der Stoff, den Gellert gleichzeitig kürzer in einer Fabel behandelte — auch bei „Sylvia“ und bei dem Nachspiel „Die kranke Frau“ versuchte er sich an solchen

Doppelbearbeitungen —, war recht glücklich gewählt, namentlich die Hauptperson, deren Charakter in jeder Weise den Mittelpunkt des Stückes bildete, treffend gezeichnet, wenn auch mit einem leisen Anflug von Karikatur, wie das bei solchen einseitigen, der französischen haute comédie nachgebildeten Charatteren unvermeidlich war. Eine scheinheilige Heuchlerin, trägt die Betschwester äußere Frömmigkeit zur Schau, betet und singt abwechselnd den ganzen Tag hindurch, führt Bibelsprüche und gottselige Reden im Munde, ist aber hartherzig, geizig, tyrannisch, launisch, grob und rücksichtslos, selbstsüchtig gegen ihre nächste Umgebung wie gegen Fremdere, besonders gegen Hilfesuchende oder Arme. Mit bedächtiger Schonung, auf daß kein ängstliches, aber wahrhaft frommes Gemüt dadurch verletzt werde, zeichnete Gellert diesen Charakter. Gleichwohl entging er bei der Sorge seiner religiös gesinnten Leser vor der bedrohlich anwachsenden Freigeisterei nicht mannigfachen Anklagen und Befürchtungen. So wurde ihm selbst sein Stück immer anstößiger; er hätte es am liebsten aus der Welt geschafft, wäre das möglich gewesen. Nun mußte er sich begnügen, es später mit einer Schutzrede gegen den Vorwurf, als habe er der Religion spotten wollen, zu versehen und die einzelnen Stellen, die zu einer solchen Deutung allenfalls verleiten mochten, zu mildern oder gar zu streichen. Er war dabei viel zu streng gegen seine Arbeit. Mancher witzige Einfall, der dem Dichter zum Lob gereichte, wurde unbarmherzig beseitigt. Freilich fielen nun auch einige Exkurse weg, die zu sehr in den Ton und in die Art der Predigt übergegangen waren, ebenso ein paar ungehörige, sittlich bedenkliche und dichterisch nicht wohl passende Bemerkungen. Aber im allgemeinen gewann das Lustspiel durch diese spätern Änderungen weder an komischem Gehalt noch an künstlerischem Wert. Für den letzteren kommen außer dem Charakter der Titelheldin überhaupt nur noch verschiedne feine Einzelzüge und die Figur des reizend naiven Backfisches Christianchen in Betracht. Im übrigen vermißt man sowohl einen festen, sicher gegliederten Aufbau des Stückes als auch eine sachgemäße, wahrscheinliche Darstellung der Charaktere. Von einer seelischen Entwicklung während des dramatischen Vorgangs kann bei keiner Person, hier so wenig wie in allen andern Lustspielen Gellerts, die Rede sein. Aber die Leute werden auch niemals nur ein bißchen warm, wo der Leser längst heiß geworden ist: mit einer verblüffenden, ja ärgerlichen Seelenruhe und Kühle stecken sie, ohne je ihre höflichen Mienen zu verziehen, die gröbsten Impertinenzen ein, die ihnen die Betschwester an den Kopf wirft. Noch unangenehmer wirkt an einer andern Stelle der Mangel jedes Fünkchens von Leidenschaft: ohne Seelenkampf, also ohne jede lebhaftere Neigung, wie wenn sie ein ganz gleichgültiges Geschäft schlössen, bei dem man nur nach dem äußern Vorteil fragt, treten die beiden, sonst als gut und tüchtig geschilderten Mädchen sich gegenseitig ihr Anrecht auf den wackeren Brautwerber zu wiederholten Malen ab.

Der „Betschwester" folgte 1747 im dritten Band der „Bremer Bei-

träge“ in fünf Aufzügen „Das Los in der Lotterie“. Reicher als Gellerts übrige Stücke an äußerer, freilich durchaus episch aufgebauter Handlung, erhielt sich dieses Lustspiel auch am längsten unter seinen Werken auf der deutschen Bühne. Von dramatischem Talente zeugte darin nur die gewandte, wenn auch nicht übermäßig feine Charakterzeichnung, die dem Schauspieler verschiedne dankbare Rollen lieferte. Mannigfacher als sonst stellte sich hier die ganze Reihe Gellertischer Bühnencharaktere dar. Der schläfrige Pantoffelheld, gleichgültig und unempfindlich gegen die Wünsche und Bedürfnisse anderer, selbst aber wehleidig und vor allem bequem bis zur Faulheit; die heftige, rechthaberische, zänkische Frau, herrschsüchtig und grundlos eifersüchtig, eitel und neidisch, heuchlerisch, verleumderisch und sogar von buhlerischen Gelüsten nicht frei; ihr männliches, doch einigermaßen gemildertes Gegenbild, auch grob, eigensinnig, geizig, in den Mitteln zur Vergrößerung seines Vermögens nicht eben wählerisch, doch im Grund ein guter, nur manchmal langweiliger Kerl, der im rechten Augenblick für die Ehre seiner Frau kraftvoll eintritt; der junge Geck, frech und prahlerisch, von den lockersten sittlichen Grundsätzen, ein Hohlkopf, zugleich Freigeist im extremen Sinn der Bremer Beiträger und Deutschfranzos nach dem Muster der älteren Gottschedischen Komödie; ihnen gegenüber die gelassene, freundlich-geduldige, menschenliebende, tugendreiche, fromme und kluge Frau, das wohl erzogene und trefflich gebildete Mustermädchen, gut, sittlich streng, doch nicht ohne einen leichten Anflug von Neckerei, der sie bei aller Spießbürgerlichkeit hübsch kleidet, und ihr braver, treuer, aber wenig bemittelter und dramatisch ganz unbedeutender Bräutigam. Es sind alles mehr Typen aus dem deutschen Bürgerstand als individuell ausgestattete Charaktere, ohne Poesie und echte Kunst, aber möglichst wahr dem wirklichen Leben der Gegenwart nachgebildet. Unter ihnen fehlen aber die witzigen, frechen und intriganten oder tölpelhaften Dienstboten, die eigentlichen lustigen Figuren der sonstigen sächsischen Komödie vor und nach Gellert. Von bürgerlicher Moralität fließt sein Stück über, und doch begegnen uns darin bisweilen Reden oder Anspielungen, die zwar nicht eigentlich schlüpfrig sind, aber doch leise an die Grenzen des Naiven und des Schlüpfrigen anstreifen — der frivole Grundton der sächsischen Komödie ließ sich durch all das übertriebene Sittlichkeitsbestreben des frommen Dichters im einzelnen wie im ganzen doch nicht völlig verbannen.

Ein in diesem Lustspiel gelegentlich verwertetes Nebenmotiv bildet den Kern der dürftigen, jedoch überaus breit ausgesponnenen Handlung in dem einaktigen Nachspiel „Die kranke Frau“, das zuerst 1747 in der Sammlung der Lustspiele Gellerts erschien. Mit allzu strenger Gewissenhaftigkeit führt der Verfasser Punkt für Punkt aus, wie die eingebildete Krankheit der eiteln, launischen und herrschsüchtigen Frau auf jede einzelne Person in ihrer Umgebung wirkt; die dramatische Entwicklung wird dadurch aber nur noch schwerfälliger. An feinen Bemerkungen im

besonderen ist dabei kein Mangel, auch nicht an episodenhaften Abschweifungen, die vom künstlerischen Standpunkt aus mitunter schwer zu rechtfertigen sind. Am bedeutendsten ist die über die Chiromantik, die auch das Auftreten eines neuen Charakters, des eingebildeten, aber unwissenden Chiromanten, unter die alten Spielarten von handelnden Personen veranlaßt. Die witzigste Kritik der mannigfaltigen Unwahrscheinlichkeiten in dem Nachspiel hat Lessing im zweiundzwanzigsten Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" geschrieben; er machte aber zugleich darauf aufmerksam, daß Gellert zwar am besten unter allen unsern Lustspieldichtern wahre deutsche Familiengemälde und echte deutsche Originalnarren auf der Bühne zeige, daß er sie aber zu flach und kümmerlich in der ganzen ungeschminkten Armseligkeit ihrer Thorheit daselbst zeige, ohne ihnen von seinem eignen Geist etwas zu leihen und sie so erst, bis zu einem gewissen Grad idealisiert, zu wahrhaft komischen Figuren künstlerisch umzuschaffen.

Schon im „Los in der Lotterie" hatte Gellert sich gelegentlich in den Bahnen der unter englischen Anregungen in Frankreich gepflegten rührenden Komödie bewegt, die er 1751 auch in seiner akademischen Antrittsrede mehr umständlich als geistvoll und kräftig, dazu mannigfach moralisierend verteidigte. Ganz im Geleise der neuen, seiner schwächlichen Natur zusagenden Gattung zeigte ihn sein letztes Lustspiel in drei unendlich breiten Aufzügen, „Die zärtlichen Schwestern". Dieses verdiente am ersten den „schönen" Vorwurf, nach dem der Verfasser im Vorwort der Sammlung von 1747 geizte, daß es eher mitleidige Thränen als freudiges Gelächter errege. Von komischen Motiven war hier gar nichts mehr zu spüren. Aber auch die dramatische Handlung, ja selbst die äußere theatralische Bewegung ist auf das geringste Maß beschränkt. Episch langsam und breit entwickelt sich der Inhalt des Stückes. Seelische Konflikte sind vorhanden; allein sie führen nicht zu gewaltsamen Erschütterungen und Umwälzungen, die sich auch äußerlich kräftig darstellen: es fehlt an bühnenmäßigen Kontrasten, an wuchtigen Einschnitten der Handlung. Dazu stehen die einzelnen Scenen (hier noch mehr als sonst bei Gellert) oft in gar keiner Verbindung mit einander. Die Personen kommen und gehen, wie es dem Verfasser eben einfällt, gleich als ob jede, wie im Theater, so auch im wirklichen Leben hinter der ihr besonders angewiesenen Thüre stünde und dort kaum erwarten könne, bis das Feld rein ist, um — im übrigen unvermittelt genug — einzutreten. Durch diese bloß äußerliche Verknüpfung der einzelnen Scenen ohne innere Stetigkeit der Entwicklung bekommt die Darstellung trotz aller Breite des Dialogs etwas Abgerissenes, skizzenhaft Zerstücktes und ermüdet daher desto leichter den Leser oder Zuschauer. Das Lustspiel schließt mit einer unaufgelösten Dissonanz: das tugendhafte, edle Mädchen gewinnt eine reiche Erbschaft und verliert zugleich einen treulosen Liebhaber, den sie selbst aber mehr als sich liebt. Dem moralischen Beobachter erscheint dies freilich als ein Glück; ihr Herz

empfindet dieses Schicksal aber als tiefstes Leid, zudem als unverdientes Leid. Die ganze Anlage ihres Charakters sowie der Beginn der Handlung machte ein anderes Ende wünschenswert. Die auftretenden Personen sind wieder ziemlich nach der Schablone gezeichnet; auch der pedantisch trockene Magister, der als Wolffianer in fachmännischen Ausdrücken spricht, die das Leipziger Publikum allerdings besser als jedes andere verstand, ist keine völlig neue Figur.

Bessernd vermochte dieses Stück, wie die andern Lustspiele Gellerts, auf die große Masse einzuwirken, indem darin allgemeine sittliche Grundsätze ausgesprochen, sorgfältig erörtert und gegen deren oberflächliche oder falsche Auffassung angekämpft wurde. So zog Gellert z. B. in den „Zärtlichen Schwestern" oder im „Los in der Lotterie" die Grundbedingungen einer glücklichen Ehe in Betracht, ohne daß sich aber die Handlung seines Schauspiels mit seinen lehrenden Worten überall genau deckte: von der brennenden Sehnsucht, das Herz des andern ganz zu besitzen, zeigten seine Liebenden in der Regel nichts. Nicht die Leidenschaft, sondern nur die bürgerlich kluge und moralische Überlegung waltete über ihnen. Erbschaften, Lotteriegewinnste und nebenher etwa auch glücklich beendigte Prozesse griffen von außen her hemmend oder fördernd in ihr Geschick ein. Jener bürgerlich verständigen und moralischen Besonnenheit entsprach auch das Ideal, das Gellert von einem gut erzogenen und gut gebildeten Mädchen in seinen Stücken entwarf. Aber einige „Mäulchen" in Ehren und wohl auch naives Verständnis für manches, was dem jungfräulich reinen Sinn besser verschlossen bleibt, verstattete er harmlos auch der sittlich Strengsten, und unter den Büchern, die er ihr zur Lektüre empfahl, zählte er neben dem „Zuschauer", den „Bremer Beiträgen", dem „Jüngling", der „Pamela", dem Saurin, La Bruyère und Racine, neben Hagedorn und seinen eignen Fabeln unter andern auch den entzückend anmutigen, aber keineswegs immer sehr moralischen La Fontaine auf.

Übrigens erfuhren die „Zärtlichen Schwestern" fast eben so sehr wie die „Betschwester" später die Feile des furchtsam frommen Dichters. Hinweise auf das Gebet oder auf die Religion überhaupt, ja Worte wie Vorsicht, Himmel, Predigt, selig, verfluchen wurden ängstlich getilgt.

Zuschauer und Leser wetteiferten in der Bewunderung der Gellertischen Stücke, und Klopstock, den namentlich eine Scene aus dem „Los in der Lotterie" zu Thränen rührte, pries begeistert das sittliche Verdienst des Dichters:

„Des Herzens Wert
Zeigt auf dem Schauplatz keiner mit jenem Reiz,
Den du ihm gabst."

Um die technische Unbeholfenheit in diesen Lustspielen zu erkennen, dazu hätte Klopstock freilich selber mehr Einsicht in das Wesen des Dramas bedurft.

Technisch ungenügend ist auch der einzige Versuch ausgefallen, den Gellert im Gebiete des Romans wagte. Im allgemeinen war er kein Freund der Romanlitteratur, die seine sittlichen Ansprüche nur selten befriedigte; aber der moralische Familienroman der Engländer und der sie nachahmenden Franzosen hatte seinen vollen Beifall. Kein Buch rührte und entzückte ihn zugleich so sehr wie Richardsons „Clarissa" und „Grandison". Als er den fünften Teil des letztern Romans gelesen hatte, schrieb er (am 3. April 1755) an einen jungen Freund, vermutlich den Grafen Moritz von Brühl, im Überschwang seines Empfindens: „Ach Graf, lieber Graf! Nun habe ich wieder das größte Vergnügen des Lebens geschmeckt, das ich schmeckte, als ich den letzten Teil der „Clarissa" las. Seit so vielen Jahren habe ich weder über Natur noch Nachahmung (einige bittere Thränen der Traurigkeit ausgenommen) weinen können — nicht weinen können, um alle Wunder der Natur nicht; so hart, so verschlossen ist mein Herz gewesen! Und heute, diesen Morgen den 3. April zwischen 7 und 10 Uhr (gesegneter Tag!) habe ich geweinet, teurer Graf — mein Buch, mein Pult, mein Gesicht, mein Schnupftuch durch-, durchgeweinet, laut geweinet, mit unendlichen Freuden geschluchzet, als wäre ich in Bologna, als wäre ich er*), als wäre ich sie**), als wäre ich das selige Gemische von Glück und Unglück, von Liebe und Schmerz, von Tugend und Schwachheit gewesen; und kein Mensch hat mich gestöret. — Gott, was ist in diesem Buche! Nun begreife ich, wie die Tragödien der Alten haben so gewaltsame und unglaubliche Wirkungen thun können. Ja, Graf, in den Augenblicken nicht fortlesen — nicht mehr fühlen sollen — dort auf der Rasenbank — hier in der Clementine Zimmer — lieber hätte ich all mein Vermögen verloren. Kann denn Richardson zaubern? Ja, ihm steht alles, was nur rühren, bestürmen, alles, was hinreißen und zur Trunkenheit entzücken kann, zu Gebote; und seine Landsleute zweifeln noch einen Augenblick daran? Aber er muß sterben; er soll sterben, und alsdann wird man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Haben sie den Gay einiger Fabeln wegen in die Gräber der Könige gelegt, so werden sie einen Richardson — unsterblicher Name! Ehre des menschlichen Geschlechts und Fürst der Romanendichter! Glücklicher Tyrann aller unsrer Leidenschaften! — Dich sollten sie nicht in die Gräber der Könige, nicht zur Asche des Milton und, wenn noch ein ehrwürdigerer Ort ist, nicht dahin legen? — Schreib', aber das ist über die Kräfte der Menschheit, schreib' noch einen „Grandison", und dann stirb seliger, als deine Clementine, als dein Grandison den Gedanken nach sterben müssen! Ja, Graf — Gott vergebe mirs! — Ebert hat wohl nicht Unrecht. Wenn er, spricht er, den „Grandison" gemacht hätte, so glaube er gewiß, daß er selig werden müßte. Gott vergebe mirs! könnte der Himmel durch Verstand

*) Nämlich Grandison.
**) Clementine von Porretta, die weibliche Hauptfigur des Richardsonschen Romans.

und Kunst, durch Witz und Herz, durch göttliche Moral verdienet werden, nun so hätte ihn Richardson überverdient! ...... Ich habe noch nie namentlich für den Richardson gebetet, aber bei dem fünften Teile habe ich das Gebet für seine immerwährende Wohlfahrt gemacht. — Dürfte ich doch nicht denken, daß es Geschöpfe gebe, denen dieses Werk nicht gefällt! — Ich will nicht mehr schreiben. Ich kann auch nicht. Ich bin immer noch außer mir. Ich habe geweint, daß ich noch immer zittere. Und wenn ich itzt krank werde, so ist „Grandison" die Ursache und meine Krankheit das Lobgedicht des Richardson."

Aber der Verfasser der „Clarissa" und des „Grandison" hatte schon durch seinen ersten Roman, durch die „Pamela", nachhaltigen Eindruck auf Gellert gemacht. Unter ihrem Einfluß und dem ihrer tugendselig-rührenden Schwestern in der französischen Litteratur verfaßte dieser 1746 den ersten deutschen moralischen Originalroman, das „Leben der schwedischen Gräfin von G**". Beim Aufbau seiner Geschichte folgte er jedoch fast noch mehr dem Muster des alten, vielverschlungenen Helden- und Abenteurerromans aus dem siebzehnten Jahrhundert. Es war ein sonderbares, in mehr als einer Hinsicht befremdliches Produkt, das er nach diesen verschiedenartigen Vorbildern zu stande brachte, seinem Inhalte nach ein widerliches Gemisch von Frömmigkeit, Tugend, Empfindsamkeit und haarsträubender Unsittlichkeit, widernatürlicher und doch unschuldig begangener Verbrechen.

Ein livländisches Edelfräulein, tugendhaft und fast gelehrt erzogen, heiratet den schönen, edlen, hochgebildeten schwedischen Grafen von G**. Bald darnach lernt sie eine bürgerliche Geliebte ihres Gatten (Karoline) kennen, die dem Grafen einen Sohn (Karlson) und eine — angeblich in Holland bei ihrem Oheim früh verstorbene — Tochter geboren, ihm dann aber aus Edelmut sein Eheversprechen zurückgegeben hatte. Da die Gräfin den Verführungskünsten des einflußreichen Prinzen von S. fest widersteht, lenkt sie dessen Haß auf ihren Gemahl. In einem Kriege mit den Polen und Russen wird dieser an einen gefährlichen Posten gestellt und, als der Platz verloren geht, durch das Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Drei Tage jedoch vor dem zur Hinrichtung bestimmten Morgen — so erfährt die Gräfin zu ihrem traurigen Troste — erliegt der Graf seinen Wunden; in derselben Nacht erstürmt der Feind das Lager und zerstreut die schwedischen Truppen in voller Unordnung. Die Güter des Verurteilten zieht die Krone ein. Seine Witwe findet zuerst bei Karoline eine Zuflucht; dann begiebt sie sich mit dem besten Freund ihres Gemahls, Herrn R., in dessen Charakter sich die meisten Züge von Gellerts eignem Wesen wiederfinden, nach Amsterdam. Karlson begleitet sie. Sie vollenden beide seine Erziehung und kaufen ihm ein Fähnrichspatent in einem an der Grenze stehenden holländischen Regiment. Die Gräfin, von andern Freiern umworben, heiratet den Herrn R. und liebt ihn so zärtlich wie einst ihren ersten Gemahl. Karlson verheiratet sich mit einer Unbekannten (Mariane), die ihm, ebenso wie die

Gräfin ihrem zweiten Gatten, eine Tochter schenkt. Karoline vergrößert durch ihre Ankunft noch das Glück der beiden Familien. Da stellt es sich heraus, daß Mariane die totgeglaubte Schwester Karlsons ist. Die beiden Unglücklichen wollen aber von keiner Trennung ihrer Ehe hören und nur der Stimme ihrer Leidenschaft gehorchen. Zur rechten Zeit kommt da der Befehl, der Karlson zu seinem Regiment in den Krieg ruft. Hier wird er von einem falschen Freund (Dormund), der nach Marianens Besitz strebt, vergiftet. Mariane erfährt, er sei an einer hitzigen Seuche verstorben, und reicht dem Verbrecher ihre Hand. Der aber bekennt ihr in einer Krankheit, die ihn an den Rand des Todes bringt, seine Schuld, um wiedergenesen sie auf immer zu verlassen und bußfertig in den Krieg zu ziehen. Mariane wird schwermütig; nach einem Aderlaß reißt sie sich den Verband auf und verblutet sich. Nun vergehen einige Jahre der Stille. Dann langt auf einem russischen Schiff der totgeglaubte Graf an. Er war in jener Nacht bei dem Überfall der Feinde nur scheintot gewesen, gefangen genommen, nach Moskau und von da nach grausamen Schicksalen nach Tobolsk in Sibirien transportiert worden. Dort zur Zobeljagd verurteilt, in den Qualen seines Lebens nur durch die Religion gestärkt, rettete er einmal einen halberfrorenen polnischen Juden und gewann sich so einen überaus dankbaren, unermüdlichen Wohlthäter, der ihm viele Erleichterungen seines Loses verschaffte. Auch die Gemahlin des sibirischen Statthalters erbarmte sich seiner und nicht minder seines mitgefangenen Freundes, des Engländers Steeley, dessen Wohlthäterin zuvor schon ein halbwildes Kosakenmädchen geworden war. Durch die Fürbitte der vornehmen Russin war endlich der Graf frei geworden und mit Hilfe des Geldes, das ihm der edle Jude zu Gebote stellte, nach Europa und zwar schnurstracks nach Amsterdam zurückgelangt. Hier entsteht durch seine unvermutete Ankunft ein schwieriges Dilemma, in dem die drei Beteiligten untereinander an Großmut und Tugendhaftigkeit wetteifern. R. will fliehen, damit die Gräfin wieder ganz ihrem ersten Gatten angehören könne; der Graf ruft ihn aber noch rechtzeitig zurück: R. und Karoline bleiben als Freunde, der Graf und die Gräfin als wieder verbundene Eheleute. Ihr Glück erhöht ein Besuch des edlen Juden; auch Steeley findet sich bei ihnen ein, nunmehr auch befreit, mit ihm die Gemahlin des sibirischen Statthalters, jetzt Witwe und Steeleys Braut. Die Hochzeit wird gefeiert; Steeleys alter Vater kommt an und bestimmt alle außer Karolinen, mit ihm nach London zu ziehen. Hier treffen sie den Prinzen von S. wieder, der seine frühere Schuld aufrichtig bereut und dem Grafen die Huld des schwedischen Königs wieder zu gewinnen verspricht. Allein noch bevor er damit zum Ziele kommt, stirbt der Graf. In allen Züchten und Ehren bewirbt sich nun der Prinz um die Witwe; sie weist jedoch auf R. als ihren Gatten. Doch stirbt auch dieser bald darnach, und die Betrübnis über seinen Verlust überzeugt die Gräfin aufs neue, wie sehr sie ihn noch immer geliebt hatte.

Ein Mann, dessen ehemalige Geliebte als Freundin gemütlich im Hause neben seiner Gattin wohnt, eine Frau, die zwei Männer hat, eine Schwester, die ihren Bruder und nach dessen Tod seinen Mörder heiratet, um zuletzt als Selbstmörderin zu enden, ein Prinz, dessen unehrenhafte Gelüste all dieses Leid verschuldet haben und der gleichwohl schließlich als Freund dieser schwergeprüften Frau verkehren, ja ihr nach dem Tod ihres einen Gatten seine Hand antragen darf — das sind die wichtigsten Personen dieses „moralischen" Romans. In Wirklichkeit konnte nur Gellerts sittliche Schwäche zu einer solchen Häufung scheußlicher Motive führen. Feig bebte er vor jeder gewaltsamen Katastrophe zurück, vor jedem jähen Verbrechen, das einen Schuldlosen treffen könnte. Lieber ließ er seine Personen durch die unnatürlichsten und darum unsittlichsten Verhältnisse sich durchwinden, als daß der Graf unschuldig den Tod erlitte oder nach seiner Rückkehr unter der Macht seiner Liebe den zweiten Gatten vor sein Schwert forderte. Freilich wich er so nur der tragischen Lösung aus; die tragischen Konflikte blieben unverringert bestehen, aber vom Verfasser unverstanden und deshalb auch unwahr, nicht mit der erforderlichen Realistik dargestellt: in der wirklichen Welt sind derartige Zustände nur bei sehr phlegmatischen und beschränkten oder bei äußerst frivolen Menschen möglich, nur bei Menschen, deren sittlicher und geistiger Charakter einer ernsten künstlerischen Darstellung widerstrebt. Bei hochgebildeten, tugendstrengen Personen, wie sie Gellert darstellte, ist dieser Grad von leichtfertiger Toleranz nicht denkbar. Und an ihren verworrenen Schicksalen das Walten eines weisen und allgütigen Gottes über der Welt so, wie Gellert es versuchte, nachweisen zu wollen, streift fast an Blasphemie. Auch hier wirkt Gellerts Scheu vor jeder gesunden, kräftigen Leidenschaft beengend, verwirrend und abstoßend. Die rechte Ehe gilt wieder nur als Frucht ruhiger, kluger Überlegung, so bei der Gräfin und ihren beiden Gatten. Bei Steeley und seiner Gemahlin zeigt sich wohl eine allmählich wachsende Neigung, die aber bei aller Innigkeit keinen Funken von Leidenschaft versprüht. Nur Karlson und Mariane kennen die schrankenlose Leidenschaft; aber ihre Liebe ist verbrecherisch, so wenig sie selbst auch von einer Schuld wissen.

In der Art, wie Gellert diese verschiedenartigen Empfindungen zergliederte und ausmalte, erwies er sich am meisten von Richardson abhängig (besonders in der Geschichte Steeleys). Manches dabei fiel freilich schablonenhaft aus; individuell ausgestaltete, wahre, lebendige Menschen vermochte er, so sorgfältig er auch viele Einzelzüge ausführte, nicht zu zeichnen. Unendlich breit und matt, wenn auch im einzelnen einfach und klar, geriet seine ganze Darstellung und vermag daher uns trotz allen Abenteuern und wundersamen Ereignissen nicht mehr zu fesseln. Auf die Zeitgenossen wirkte das Buch anders. Scharen von Bewunderern drängten sich zu der neuen Lektüre, mehrere Nachahmer schritten schreibefertig auf Gellerts Bahn weiter, und mannigfache Übersetzungen, in England sogar

unter Richardsons Mitwirkung, wurde von dem gepriesenen Werke veranstaltet. Uns berühren darin heutzutage am wohlthuendsten gewisse aufklärerische Tendenzen des vorigen Jahrhunderts, denen Gellert zuerst in Deutschland als unmittelbarer Vorläufer Lessings huldigte. Er ist der erste in unserer Litteratur, der seinem Christentum und seinem deutschbürgerlichen Nationalsinn nichts zu vergeben glaubte, wenn er ein warmes Wort für das verachtete und geknechtete Judentum wagte. Sein edelmütiger Jude und die toleranten Bemerkungen, womit der Verfasser dessen Auftreten und Handeln begleitete, bildeten die wichtige Vorstufe für Lessings Jugendlustspiel „Die Juden". Schon Gellert meinte, zwar noch immer schüchtern genug: „Vielleicht würden viele von diesem Volke bessre Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten und sie nicht oft durch unsere Aufführung nötigten, unsere Religion zu hassen." Ähnliche aufklärerische Ideen begegneten auch sonst noch gelegentlich im Roman, und drangen aus dem Munde Gellerts, den seine anerkannte religiöse Gesinnung vor jedem Verdacht unchristlicher Freidenkerei sicher stellte, doppelt tief in das Gemüt des deutschen Publikums ein. So wirkte Gellert selbst in einem Werke, das der ästhetische Beurteiler durchaus verfehlt schelten muß, zu dem der Verfasser sich überdies zuerst gar nicht bekennen wollte, lehrend und erziehend auf seine Leser ein. Überall bewährte er sich als milden, liebenswürdigen Schutzredner der Tugend, wo und in welcher Gestalt er sie auch antraf.

Gellerts sämtliche Schriften, zum Teil von ihm selbst zur Herausgabe vorbereitet, erschienen in zehn Bänden 1769—1774, von Adolf Schlegel und Heyer besorgt. Sie enthielten die Fabeln, die moralischen Gedichte und geistlichen Lieder, die Lustspiele, den Roman, die Musterbriefe mit der dazu gehörigen Abhandlung, die moralischen Vorlesungen und mehrere moralische Aufsätze, eine Auswahl der Briefe Gellerts und seine Biographie aus der Feder seines Freundes Johann Andreas Cramer. In den folgenden Jahren wiederholt aufgelegt, erschien diese Sammlung zuletzt 1839, von Julius Ludwig Klee sorgfältig durchgesehen und mannigfach ergänzt. Auch seitdem ist unsere Kenntnis von Gellerts Leben und Werken durch gelegentliche kleinere Veröffentlichungen mehrfach bereichert worden. Eine würdige Biographie des einflußreichen Schriftstellers fehlt noch immer; die beste Skizze einer solchen lieferte Erich Schmidt in der „Allgemeinen deutschen Biographie" (vgl. dort auch weitere bibliographische Angaben).

Die folgende Auswahl aus Gellerts Schriften enthält die „Fabeln und Erzählungen" vollständig, soweit der Verfasser sie selbst der Aufnahme in seine Sammlung würdigte, und einen großen Teil der geistlichen Lieder. Ausgeschlossen blieben neben den Fabeln, die sich nur in den „Belustigungen" finden und nach Form und Inhalt kaum einen Neudruck verdienen, auch die übermäßig strengen, durchweg Gottscheds Geist atmenden „Beurteilungen

einiger Fabeln aus den Belustigungen", die Gellert 1756 in der Sammlung seiner vermischten Schriften veröffentlichte. Auch seine Vorreden zu den beiden ersten Teilen der „Fabeln und Erzählungen" von 1746 und 1748 glaubte ich weglassen zu sollen. Die erstere besteht fast nur aus einer für jene Zeit sehr dankenswerten, jetzt aber wissenschaftlich längst veralteten kritischen Übersicht über die deutschen Fabelbücher von Boners „Edelstein" an bis auf Justus Gottfried Rabeners „Nützliche Lehrgedichte" (1691) mit mehreren gut gewählten Beispielen; über seine eignen Versuche fügte Gellert nur ein paar bescheidne Bemerkungen sowie Hinweise auf die theoretischen Abhandlungen La Mottes, Breitingers, Bodmers und anderer über die Fabel bei. Die zweite Vorrede, von 1748, enthält nur bescheiden zweifelnde Worte über den Beifall, den der neue Band nach dem entschiedenen Erfolge des ersten Teils bei den Lesern wohl gewärtigen dürfe.

Auch die Vorrede zu den „Geistlichen Oden und Liedern" konnte wegbleiben, nachdem ihr hauptsächlicher Inhalt bereits oben (S. 21 f.), zum Teil wörtlich angeführt worden ist. Von den geistlichen Liedern selbst wurde etwa die Hälfte aufgenommen. Darunter befinden sich vollzählig diejenigen, welche wegen ihrer dichterischen Schönheit und ihres sittlichen Gehalts sich bis auf den heutigen Tag in den protestantischen Gesangbüchern erhalten haben oder sonst aufbewahrt zu werden verdienen. Zu diesen gesellte ich noch einige Lieder, welche zwar ohne künstlerisches Verdienst, aber für Gellert charakteristisch sind, z. B. „Prüfung am Abend", ein Gedicht, das, im unmittelbaren Zusammenhang mit den Selbstanklagen des Tagebuchs betrachtet, erst sein volles Licht erhält, oder „Warnung vor der Wollust", zum Beweise, was Gellert alles für singbar und für verwendbar beim Gottesdienst hielt.

Dem Text liegt hier, wie bei den Fabeln, stets die letzte von dem Dichter selbst nachweislich herrührende Fassung zu Grunde. Ältere Lesarten mitzuteilen, schien im allgemeinen, zumal mit Rücksicht auf den karg bemessenen Raum, nicht angezeigt. Nur ausnahmsweise versuchte ich (S. 64 f. und 219 f.) an zwei Beispielen von Fabeln, die zuerst in den „Belustigungen" erschienen waren, durch den Mitabdruck der ursprünglichen Form zu zeigen, wie fleißig und wie geschickt Gellert in seinem Streben nach zwanglos schöner Korrektheit die Feile an seine ersten, unvollkommenen Arbeiten anlegte.

Franz Muncker.

Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

1. Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh'
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht g'nug bewundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr
Und spricht: „Du singst viel reizender als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr als wenig Wochen."
Doch Philomele lacht und spricht:
„Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg' im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur.

Die Nachtigall und die Lerche. Vgl. dazu im allgemeinen Daniel Stoppe, Neue Fabeln (Breslau 1745), Bd. I, S. 26 f. (I. Buch, 11. Fabel „Die Nachtigall und der Zeisig").

Sobald sie nicht gebeut, so hör' ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen."

* * *

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken,
So singt, so lang ihr feurig seid,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt,
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh' ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

---

2. Der Zeisig.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier," spricht er, „sind sie alle beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?"
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
„Der," spricht er, „muß es sein, so wahr ich ehrlich bin!

Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann."

* * *

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft wie dieser Knabe schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kömmt, und kaum ist Stax erschienen,
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vorteilhaft ist jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht,
So schließt man bei dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

---

3. Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah:
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;

Allein anstatt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
„Fort," schrieen alle, „fort mit dir!
Du Narr, willst klüger sein als wir?"
Man zwang den Petz, davonzulaufen.

*
* *

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen andern bist,
Je mehr nimm dich in acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

---

4. Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hingen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagt's, zwo Krempen aufzusteifen.

Die Geschichte von dem Hute. Erich Schmidt (Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur, II, 59) führt diese Fabel auf Anregungen von Swifts „Tale of a tub" zurück.

Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn
Und schreit: „Nun läßt der Hut erst schön!“

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut und schmält.
„Ich,“ spricht er, „sehe wohl, was fehlt.“
Er setzt darauf mit weisem Mute
Die dritte Krempe zu dem Hute.
„O!“ rief das Volk, „der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!“

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt' es anders sein?
Er ging schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
„Beglückter Einfall!“ rief die Stadt,
„So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.“

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreien:
„Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsternis verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.“

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künstler groß
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
„Ihm," schrie es, „ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
Nichts sind die andern gegen ihn!"

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

*
* *

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Außenwerk war neu; er selbst, der Hut, blieb alt.
Und, daß ich's kurz zusammen zieh',
Es ging dem Hute fast wie der Philosophie.

5. Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr' die Welt gesehn.
Und wird mir itzt kein Lied gelingen,
So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greise will ich dichten
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb' und Wein!
Ich lass' euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied sein.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh'!
Ich singe nicht von Heldenthaten;
Der Greis sei meine Poesie.

O Ruhm, dring' in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hört's! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

---

6. Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sich's selber wohl.

Es kam mit prächtigen Gebärden
Zurück in den verlassnen Stand
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.

„Ach!“ sprach es zu dem nächsten Gaule,
„Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein roter Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.“

Allein wie ging's am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: „Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht.“

* * *

Was wünscht man sich bei jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen;
Und, seiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen
Und desto tiefrer Sklaverei.

---

7. Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief sie die Venus brünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.
Vielleicht war dies Gebet so eifrig nicht gemeint.
Verliebt und jung zu sein, und um den Tod zu flehen:
Wem dies nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.
Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten
Und wünscht nicht mehr, entseelt zu sein.

Er sagt ihr tausend Schmeicheleien;
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
O Chloris! laß dich's nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben?
Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beide kurze Zeit;
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.
Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus! Nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Ist's möglich, daß ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.
Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreimal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch als Taube noch zu lieben.
Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.
Wie schön hör' ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht!
Sie hat als Chloris schon oft über nichts gelacht.
Jtzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Besieht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel
Und fängt schon an, in sich verliebt,

Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu gebärden.
„Ach Götter!“ ruft ihr Freund betrübt,
„Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden.“
„Umsonst,“ spricht Venus, „ist dein Flehn;
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd' ich ihr die Menschheit wieder geben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.“

O! wenn sich nur die Göttin nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die ebenso, wie Chloris, handeln!
Man sagt, daß sie es willens ist.
Ach, Göttin, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, thu' es nicht!

---

8. Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befrein.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnisvoll ein magisch Mittel vor.
„Ihr müßt Euch,“ zischt sie ihm ins Ohr,
„Auf eines Frommen Grab bei früher Sonne setzen
Und Euch mit dem gefallnen Tau
Dreimal die Hand, dreimal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!“

Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Übel los zu sein?
Er ging zum Kirchhof hin, und zwar, sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein

Chloris. 54. kostbar = précieux, geziert.

Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
Er war das Wunder seiner Zeit,
Das Muster wahrer Frömmigkeit;
Und daß man viel mit wenig Worten sagt:
Er ist's, den Kirch' und Schul' und Stadt und Land beklagt."

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Kur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählich ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und ohne Schmerz und ohne Stab
Verließ er dieses fromme Grab.
„Ach!" rief er, „läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?"
Der Küster kam von ungefähr herbei;
Den fragt der Mann, wer hier begraben sei?
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt' er's ohne Scheu nicht sagen.
„Ach!" hub er endlich seufzend an:
„Verzeih' mir's Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereien glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Komödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht."
„Nein," sprach der Mann, „das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht."

9. Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: „O! wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wohl von besondern Dingen?“
„Die Wahrheit,“ rief sie, „breit' ich aus.
Was keines weiß herauszubringen,
Bring' ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.“
„Dürft' ich,“ versetzt der Fuchs, „mit Bitten dich beschweren,
So wünscht' ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.“
So, wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht
Und seine Künste rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder
Und strich an einen Zweig den Schnabel hin und wider
Und macht ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an und spricht:
„Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werden's finden,
Denn ich beweis' es gleich mit Gründen.
Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken Sie, was ich itzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nun Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh' ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sei Ihr fünfter Fuß:
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen.“

*
* *

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu' ich mich, daß es bei Tieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstrieren!
Mir hat's der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

---

10. Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gab's ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er red'te,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Übelstand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und ging einher mit steifen Füßen.
Er ging, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen
Und schrie: „Lehrt doch den Fremden gehen!"
Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
„Ihr," rief er, „hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!"
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

* * *

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wird's ein Kluger wagen
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger ist als wir.

Das Land der Hinkenden. Vgl. Stoppe, Neue Fabeln, II, 13 f. (I. Buch, 6. Fabel „Die Kropfländer").

11. Inkle und Yariko.

(Siehe den ersten Teil des Zuschauers, auf der 51. und folgenden Seiten.)

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Brettern preiszugeben;
Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche Begriff
Von Vorteil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz und Rechnen seine Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwert bekehrt,
Das wir das Christentum und unsern Geiz gelehrt.
Er sieht Amerika; doch nah' an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwert. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen atemlos, wirft, mit verwirrtem Sinn,
Der Britte sich zuletzt bei einem Baume hin,
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwert ihm wird das Leben nehmen.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt zurücke fliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß Gesicht,
Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmut seiner Blicke
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.

Auch Inklen nimmt dies Kind bei wilder Anmut ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu sein,
Verrät sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach von Gunst und bat um Gegenliebe.

Inkle und Yariko. Vgl. Stück 11 des „Spectator". Gellert benützte die deutsche Übersetzung, welche Frau Gottsched seit 1739 zu Leipzig veröffentlichte (2. Auflage 1750 f.).

Die Indianerin war liebenswert gebaut.
Durch Mienen red't dies Paar, durch Mienen wird's vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befrein.
Durch Lächeln rät sie ihm, getrost und froh zu sein.
Sie sah ihn zehnmal an und spielt an seinen Haaren
Und schien verwundernsvoll, daß sie so lockicht waren.

So oft der Morgen kömmt, so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch Geschenk und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern prahlen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall;
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel sein?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne:
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne
Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hört's und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
„Dort," spricht er, „kleid' ich dich," und zeiget auf sein Kleid,
„In lauter bunten Zeug, von größrer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden."

Vor Freuden weint dies Kind und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken;
Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,

Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn und eilt an seiner Hand
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort
Und fliegt nach Barbados*); doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
„So hab' ich," fing er an, „um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See mit Müh' und Angst durchschwommen?"
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyrannei verwandelt
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverei verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreit. Nichts! Er verkaufet sie.
„Mich, die ich schwanger bin, mich!" fährt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dies? Ach ja! Sie höher anzuschlagen.
Noch drei Pfund Sterling mehr! „Hier," spricht der Britte froh,
„Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yariko!"

* * *

O Inkle, du Barbar, dem keiner gleich gewesen;
O möchte deinen Schimpf ein jeder Weltteil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu'
Belohnst du, Bösewicht! noch gar mit Sklaverei?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich und bei der Glieder Reiz
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sei stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich sein, dein Laster nachzuahmen.

*) Barbados ist eine von den karaibischen Inseln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein großer Sklavenhandel daselbst getrieben.

12. Der Kuckuck.

Der Kuckuck sprach mit einem Star,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was spricht man," fing er an zu schreien,
„Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigall?" —
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder." —
„Und von der Lerche?" rief er wieder. —
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall." —
„Und von der Amsel?" fuhr er fort. —
„Auch diese lobt man hier und dort." —
„Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was," rief er, „spricht man denn von mir?" —
„Das," sprach der Star, „das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele red't von dir." —
„So will ich," fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen
Und ewig von mir selber sprechen."

13. Das Gespenst.

Ein Hauswirt, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren
Und gab, in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirt, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirt, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Kuckuck. Vgl. dazu im allgemeinen Hageborns Fabel „Die Eulen" (Poetische Werke, Hamburg 1800, II, 179).

Der Geist, den nur der Wirt, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fing ihn an zu schauern;
Er konnt' es länger nicht als einen Auftritt dauern;
Denn, eh' der andre kam, so war er nicht mehr da.
Der Wirt, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geist erschien,
Doch ohne lange zu verziehn.
„Gut!" sprach der Wirt bei sich, „dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?"
Die dritte Nacht blieb unser Wirt allein.
Sobald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
„Johann!" fing drauf der Wirt gewaltig an zu schrein,
„Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte sein
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken."
Der Geist erschrak und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geist verschwand
Und ließ sich niemals wieder sehen.

* * *

Ein jeder, der dies Wunder liest,
Zieh' sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dies zum großen Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis' erschienen:
So wird, um sich von allen zu befrein,
An Versen doch kein Mangel sein.

---

14. Der Selbstmord.

O Jüngling, lern' aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerte Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Das Gespenst. 17. dauern mit es und einem zweiten Accusativ der Zeit, = aushalten, sehr vereinzelt im 18. Jahrhundert.

Ein Beispiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwang die Macht der schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn.
Er seufzt', er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden.
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
„Ja," schreit er, „ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn."

Er reißt den Degen aus der Scheide.
Und — o was kann verwegner sein!
Kurz, er besieht die Spitz' und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

---

15. Die Betschwester.

(Nach dem Inhalte einer Komödie, welche eben diesen Namen führet.)

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat,
Wird diese nicht ein Lied verdienen?
Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf,
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan,
So ruft sie doch den Herrn noch heut' um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen,
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht,
So seufzt sie doch um Trost bei ihrer Dürftigkeit.

Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweimal aus
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kömmt? Ist's nicht ein armer Mann?
Geh', Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh' nur und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll sie dies Herz vom Himmel lenken
Und itzt an einen Armen denken?
Sie singt und trägt das Essen singend auf.
Sie ißt und schmält auf böser Zeiten Lauf;
Allein wer klopft schon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brot —
„Geht, quält mich nicht mit Eurer Not,
Wenn ich die Hand zum Munde führe.
Nicht wahr, Ihr singt und betet nicht?
Seid fromm und denkt an Eure Pflicht:
Der Herr vergißt die Seinen nicht.
Wenn seht Ihr mich denn betteln gehen?
Allein man muß zu Gott auch brünstig schrein und flehen!"

Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis
Und weist sie zu Gebet und Fleiß;
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemütern.
Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das in der Not bei ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
So eilt sie doch, dem Weibe beizuspringen.

Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.

Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weiß sich auch die Toten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wenn sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!
Welch schönes Kruzifix! von wem wird dieses sein?
Beate schickt's, und will's dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! erlebt sie mein Erblassen,
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.
Sie kleidet Kanzel und Altar
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die andern sie beneiden,
Zum dritten Male doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie soll's aus Ehrsucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer war's, der itzt in die Kollekte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate war's, sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?
Beate! laß die Lästrer schmähen,
Und laß sie aus Verleumdung sprechen,
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dies für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Not und Unglück dräut;
Als hättest du nichts als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dies kann nicht sein;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

16. Der Blinde und der Lahme.

(Siehe die Fabel eines Unbekannten, welche Herr Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst auf der 232. Seite anführet.)

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

*
* *

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte,
So würd' er nur für sich allein
Und nicht für mich bekümmert sein.

Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vorteil, den sie dir versagen
Und jenem schenken, wird gemein:
Wir dürfen nur gesellig sein.

Der Blinde und der Lahme. Unter anderm auch bei Burkard Waldis, Buch IV, Nr. 61 „Vom Lahmen und dem Blinden". Breitinger teilt die Fabel im ersten Bande seiner Poetik in lateinischer Prosa mit.

17. Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte;
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rat.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirts Müh',
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doktor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
„O!“ erseufzt er, „bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint!“

„Ach!“ rief Phylax, „Pantelon!
Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wohl davon gekommen.
Sterb' ich Ärmster so geschwind:
O! so kannst du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.

Der Hund. Zuerst in den „Belustigungen“ vom Februar 1742. — 15. ausstehn = austreten.

Wie zufrieden schlief' ich ein!
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen.
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst du mich und bist du treu,
O! so hole sie herbei;
Eines wirst du bei den Linden,
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab' ich nur noch gestern morgen
In dem Winterreiß verborgen;
Aber friß mir nichts davon."

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bei schwachem Mute,
Noch den Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: „Laß mir alles liegen!
Sterb' ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.

Sollt' ich nur so glücklich sein
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich — doch ich mag's nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd' ich wiederum gesund;
Will ich dir, bei meinem Leben,
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst —" Hier starb der Hund.

*
* *

Der Geizhals bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,

47. Winterreiß = Winterreisicht.

Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

---

18. Der Prozeß.

Ja, ja Prozesse müssen sein!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz' alles auf
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

* * *

„Was sprecht Ihr, Nachbar? Dieser Rain,
Der sollte, meint Ihr, Euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen."

„Nicht doch, Gevatter! nicht, Ihr irrt;
Ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
Von denen jeder sagen wird,
Daß lange vor der Schwedenzeit —"

„Gevatter, Ihr seid nicht gescheit!
Versteht Ihr mich? Ich will Euch's lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun."
So saget Kunz, schlägt in die Hand
Und rückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
So meid' ich lieber Gut und Land."

Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, sein Advokat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt' euch, stellt das Reden ein;
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.

Ich sag' es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum und grüßt Herr Glimpfen.
„Herr!" fängt er ganz erbittert an,
„Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen;
Der, denkt nur! spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget."
„Herr," fuhr er fort, „Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die Sach' entscheiden."

„Kein Mensch," versetzt Herr Glimpf, „dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus Euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt Ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß, seit zwanzig Jahren,
Von mir verloren worden ist?
Ich will Euch Eure Sache führen:
Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren."
Glimpf reitet fort! „Herr!" ruft ihm Kunz noch nach,
„Ich halte, was ich Euch versprach."

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünfundzwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesamt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht:
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun gered't, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urteil kömmt, doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Klienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
Ich schwör' Euch, endlich durchzudringen;
Doch —"

„Herr, ich hör' es schon, ich will das Geld gleich bringen"
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urteil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was thut's, daß Haus und Hof verstritten
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
„O!" ruft er, „lernt von mir den Streit aufs höchste treiben,
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!"

19. Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.

„Ich," sprach er, „kenn' Ihr christlich Herze;
Sie sorgen gern für andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An Ihres Nächsten Elend teil.
Ich weiß, mein Flehn wird Sie bewegen!
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf Ihre Gütigkeit."

* * *

Dies ist die Art lobgieriger Skribenten,
Wenn sie um unsern Beifall flehn;
Sie geben uns mit vielen Komplimenten
Die harte Fordrung zu verstehn.
Der Autor will den Beifall nicht erpressen;
Nein, er verläßt sich bloß auf unsre Billigkeit;
Doch daß wir diese nicht vergessen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

---

20. Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,

Das Pferd und die Bremse. Eine ähnliche Moral, aber in eine andere Fabel eingekleidet, bietet Abstemius, Nr. 81; ebenso B. Waldis, I, 59 und III, 7. In ihrer älteren Form (in den „Belustigungen" vom Mai 1742) lautet Gellerts Fabel:

Ein deutscher Gaul, wohl zugeritten,
Trug seines Herren dicke Last
Mit solchen gleich und stolzen Schritten,
Als jemals du gesehen hast.
So leise strich kein Reh vorbei
Als dieses Pferd im schnellen Traben.
Ein schmaler Steg, ein breiter Graben
War seinen Füßen einerlei.

Es durfte keine Gerte fühlen,
Es hob sich so mehr als zu leicht.
Man durfte mit der Zunge spielen,
So ging es, wie ein Vogel fleucht.
Es konnte jeden Zug verstehn.
Man durfte kaum die Trense*) rücken,
So sahst du es von freien Stücken
Den schönsten Antritt wiegend gehn.

*) Trense, leichter Zaum, besonders das Mundstück eines solchen Zaumes.

Und, wie ein Mensch, stolz in Gebärden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems' entgegen zog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heißen Schaume,
Der hesicht am Gebisse floß;
„Geschmeiße!" sprach das wilde Roß,
„Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur: so mußt du zittern."
Es schüttelte; die Bremse wich.

Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.

Kaum war ein besser Pferd im Reiten,
Das nie an Stein und Wurzeln stieß,
Das sich so leicht auf beide Seiten
In vollem Rennen werfen ließ.
Kein Schuß, kein blitzendes Gewehr
Erschreckte diesen Gaul im Gange;
Er ging und that, als wüßt' er lange,
Was Blitz und Schuß und Pulver wär'.

Im Streite trug den Alexander
Kein solcher stolze Lichtebraun.
Die Schenkel warf er auseinander,
Als dürft' er nicht der Erde traun.
Und kam der Sporn, so sahst du ihn
Sich mit so starken Sprüngen heben,
Daß selbst der Fahrweg zu erbeben,
Der Rasen zu verschwinden schien.

Und dieser Schmuck von allen Pferden,
Im Kreuze hoch, braun von Gestalt,
Breit auf der Brust, frei in Gebärden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als eine Bremse sumsend zog,
Ihm mitten in dem stolzen Gange
Ganz durstig auf die rechte Stange
An seinem blanken Zaume flog.

Sie leckte von dem weißen Schaume,
Der besicht vom Gebisse floß.
„Wie, Tier, du nagst an meinem Zaume?
Du kannst? . . ." sprach das erhitzte Roß.
„O," rief die Bremse, „laß mich hier;
Ich will dich vor den Fliegen schützen." —
„Wie," schrie der Gaul, „du willst mir nützen?"
Und schüttelte: so flog das Tier.

Das Pferd erschrak und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken
Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul.

*
* *

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dies stürzet oft den größten Mann.
Wer dir als Freund nicht nützen kann,
Kann allemal als Feind dir schaden.

---

21. Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er ließ genaue Karten stechen
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
Ihm, würd' er nur, so weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beizustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die meisten sich vor dieser Reise scheuten,
So sah man viele Dunkelheit.

Die Bremse hatte Rach' im Sinne;
Sie flog und blieb vor Unmut stumm
Und stach ihn schmerzhaft in das Dinne*);
Drauf fuhr der Gaul erhitzt herum,
Versah es aber doch dabei
Und blieb, wo sich die Wurzeln strecken,
Im Schreiten mit dem Eisen stecken
Und fiel und brach ein Bein entzwei.

Erschrocken und im vollen Grimme
Verließ der Herr das kranke Pferd
Und sprach mit aufgebrachter Stimme:
„Du bist kein besser Schicksal wert.
Wie thöricht ist es nicht gethan,
Sich Feindschaft auf den Hals zu laden!
Der kann uns allemal noch schaden,
Der mir und dir nicht helfen kann!"

*) Dinne oder Tinne (mhd. tinne), Schlaf am Kopf, Stirn.

Die Liebe zu sich selbst und zur Bequemlichkeit
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte

Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reisten nur im Geist
Und überred'ten sich, als hätten sie gereist.
Noch andre schafften das Geräte
Zu ihrer Reise fleißig an
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte,
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr viele fingen an zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten, aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl sei nun genug geschehn
Noch andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein! sie suchten finstre Wälder
Und reisten unter Furcht und Qual,
Behängten sich mit schweren Bürden
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt
Und siech und krank zurücke kommen würden,
So wären sie des besten Amtes wert;
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

*
*　　*

Wie elend, hör' ich manchen klagen,
Ist nicht dies Märchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?

Dies sind unsinnige Geschöpfe
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;
Betrachte sie und dann sei Richter,
Ob dieses Bild unglaublich heißen kann?

---

22. Das Testament.

Philemon, der bei großen Schätzen
Ein edelmütig Herz besaß
Und, andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vorteil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beizustehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt und glücklicher als sie;
Ist dies nicht schon ein groß Verbrechen?
Die Freunde rieten ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
„Nein,“ sprach er, „laßt sie neidisch schmähn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.“

Er stirbt. Man find't sein Testament
Und liest: Ich will, daß einst nach meinem Sterben
Mein hinterlassnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie dies Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünscht dies Testament!
„Wie? konnt' ich ihn nicht auch beneiden?
Mir giebt er nichts, und alles diesen beiden?“

Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu prozessieren,
Sonst hätten beide nichts gekriegt.

So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Sel'gen nicht!
Er war die Großmut selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dies des Testamentes wegen;
Denn eh' er starb, war er's noch nicht.

Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh' und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hatt' er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er, bei halbem Essen,
Und schnitt das Brot, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Teurung ab,
Und ward mit jedem neuen Tage
Der Seinen Last und seine Plage.

Der andre Nachbar lachte sein.
„Der Thorheit," sprach er, „will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren
Und mich des Segens recht erfreun."
Er hielt sein Wort und sah in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt sein Fuß ganz unbekannt.
„Ach!" sprach er zu dem andern Erben,
„Philemon hat es wohl gedacht,

Daß uns der Reichtum wird verderben,
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg: ich hab' es durchgebracht.
Wir waren wert, den Reichtum zu besitzen;
Denn keiner wußt' ihn recht zu nützen."

---

23. Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh';
Doch seine Spröde hört' ihn nie.

Er sprach: „Zwei Bänder geb' ich dir.
Auch soll kein Warten mich verdrießen;
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen."
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie, und giebt sie zurück.

Er bot ein Lamm, noch zwei darauf,
Dann zehn, dann alle seine Herden.
So viel? Dies ist ein teurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: „Nein!"

„Wie?" rief Damötas ganz erhitzt,
„So willst du ewig widerstreben!
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben."
„O!" rief sie, „fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür."

Damötas und Phyllis. Die Fabel beruht zum Teil auf denselben Motiven wie Gellerts Schäferspiel „Sylvia". Sie erschien zuerst in den „Belustigungen" vom Mai 1744.

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bei seinen Herden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bei dem Schäfer stehn.

„Wie rot," spricht Phyllis, „ist sein Mund!
Bald dürft' ich mich zu was entschließen.
O! thäte nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen."
Sie geht; doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.

Sie sieht sich dreimal schüchtern um
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschließen.
Doch nein, itzt bückt sie sich geschwind
Und wagt's, Damöten sanft zu küssen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie süße muß ein Kuß nicht sein!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder sich als erst zu scheun
Und läßt sich bei dem Schäfer nieder;
Sie küßt und nimmt sich nicht in acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

„O!" fing Damöt halb schlafend an,
„Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?"
„Dir," sprach sie, „hab' ich nichts gethan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es steht nicht fein,
Ein Schäfer und stets schläfrig sein.

Jedoch, was giebst du mir, Damöt?
So sollst du mich zum Scherze küssen." —
„Nun," sprach der Schäfer, „ist's zu spät,
Du wirst an mich bezahlen müssen."
Drauf gab die gute Schäferin
Um Einen Kuß zehn Küsse hin.

---

24. Die Widersprecherin.

Ismene hatte noch, bei vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben;
Doch, wenn's auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht,
So halt' ich's doch für ein Gedicht
Und sag' es öffentlich, ich glaub' es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab' es oft versucht und manche schön genannt,
So häßlich sie auch war, bloß, weil ich haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Itzt komm' ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte man's nicht aus Verleumdung nach;
Es war gewiß, sie widersprach.

Einst saß sie mit dem Mann bei Tische;
Sie aßen unter andern Fische,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
„Mein Engel," sprach der Mann, „mein Engel, ist mir recht,
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten." —
„Das," rief sie, „hab' ich wohl gedacht:
So gut man auch die Anstalt macht,
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
Ich sag' es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau." —
„Gut," sprach er, „meine liebe Frau,

Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?"

So wie dem welschen Hahn, dem man was Rotes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas' und Lefzen steigt,
Sie rot und blau durchströmt, lang auseinander treibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt und sie gen Himmel kehrt
Und zitternd mit Geschrei und Poltern aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fing sie zitternd an: „Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag' es noch einmal, der Hecht war gar zu blau."
Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laßt sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort,
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt' es anders sein? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrei bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar und hält's ihr vors Gesicht;
Umsonst! Umsonst! Sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kömmt und schreit: „Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach! meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau."
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
„Blau war er," rief sie aus, willst du dich noch nicht geben?"

So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung als die Kraft des heftigsten Geruchs!

25. Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt und schlecht gespannt,
Konnt' endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab und sprach mit Lachen:
„Ich will's dem Viehe leichter machen."

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
„Ei," rief das Heupferd ganz entzückt,
„Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken;
Fahr' fort! den Dank will ich dir schenken."

---

26. Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie spricht: „Du wirst ein großes Glück genießen;
Doch wird's dein Unglück sein, sobald du es wirst wissen."

Ist Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
„O Gottheit," fährt er fort, „wenn Bitten dich besiegt:
So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!"
So traut der Mensch und traut zugleich auch nicht.

Das Heupferd, oder der Grashüpfer. Zuerst in den „Belustigungen" vom Dezember 1743. — 10. Wiesbaum = Heubaum, eine starke Stange, um ein Fuder Heu zu bäumen.

Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weil's die Gottheit saget,
Nein, weil er's schon gewünscht, eh' er sie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
O nein! denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören."

„Du wirst," hub das Orakel an,
„Durch deines Weibes Gunst den Zepter künftig führen
Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren."

Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort;
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Größen
Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwert entblößen.

Allein so froh er war, so war er's nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wissen wollte,
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte;
Die Ungewißheit war's, die ihn noch niederschlug.
„Und," sprach er, „wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?"

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphischen Apoll sich noch einmal zu nahn.

„O Thor!" versetzt Apoll, „euch Sterblichen zum Glücke
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wisse denn: In kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben!"

Er that darauf im Kriege sich hervor
Und stieg aus einem niedern Stande
Zur höchsten Würd' im Vaterlande
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn;

Und Semnon ward bei immer größerm Glücke
Der Liebling seiner Königin.
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünscht er tausendmal sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin,
Sie giebt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füßen.

Sagt, Menschen, ist's kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

---

27. Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig sein.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! Ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.

Die Mutter kann im Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind itzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Mut verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen;
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
„Tisch!" ruft das Kind, „laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!"

Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

*
* *

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüter,
So mußten auch die Dinge sein.

Bei Gütern, die wir stets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd' ein neu Vergnügen statt?

---

28. Die zärtliche Frau.

(S. des Abstemius LX. Fabel.)

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht,
Die Liebe nicht von Herzen ginge!
Das Alter sang in diesem Ton;
Von seinem Vater hört's der Sohn
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beispiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,

Die zärtliche Frau. Vgl. Abstemius, 60 „De muliere quae pro viro se mori velle dicebat"; vgl. auch B. Waldis II, 86 „Wie ein Frau für ihren Mann sterben wollt".

Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir zu gesetzter Zeit
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

* * *

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dies unglaublich scheint:
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbei; nun glaubst du's doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beide;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
„O!" sprichst du, „so ein Weib, so eines wünscht' ich mir!"
Ja wohl! ich wünsch' es auch mit dir.
Sei nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag' ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen;
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
„Tod!" fängt sie ganz erbärmlich an,
„Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich als meinen Mann!"
Wenn's nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! Er hört es auch; er hört Clarinens Not,
Er kömmt und fragt: „Wer rief?" — „Hier!" schreit sie, „lieber Tod,
Hier liegt er, hier in diesem Bette!"

---

13 gesetzt, festgesetzt, bestimmt.

29. Der zärtliche Mann.

(S. des Abstemius CIII. Fabel.)

Die ihr so eifersüchtig seid
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget!
O! Weiber, überwindet euch:
Lest dies Gedicht und seid zugleich
Beschämt und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns ist die Treu' ins Blut geschrieben.
Beweist es! hör' ich alle schrein.
Recht gut! Es soll bewiesen sein.

* * *

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterei! Kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn dieses Übel schädlich wär'.
Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wend't alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;
Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten
Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war;
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und schreit, er will mit ihr verderben.
„Ach Engel," spricht die Frau, „stell' deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu frein."

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
„Dein Schatten," ruft er, „soll mich quälen,
Wenn mich ein zweites Weib besiegt."
Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
Der unsern Witwer überfällt?

Der zärtliche Mann. Vgl. Abstemius, 103 „De viro deflente uxorem mortuam". — 18. einschütten, eingeben.

Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis' und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt und ist des Lebens satt.
Indes befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Witwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
„Was?“ fängt er plötzlich an zu fluchen,
„Was Henker, was soll dieses sein?
Für eine tote Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder frein,
So müßt' ich ja ein neues machen lassen.“

Ihr Leute kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid
Und laßt dem armen Witwer Zeit!
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

---

30. Die Spinne.

Hochmütig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinnste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Wert erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu
Und fragt zuletzt: „Was webst denn du?“ —
„Unwissender!“ läßt sich die Spinn' erbittert hören,
„Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!“

Doch kaum erteilte sie den trotzigen Bescheid,
So reißt die Magd mit Borsten in den Händen
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

* * *

Die Kunst sei noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
„Verdient," ruft ein Pedant, „mein Fleiß denn keinen Dank?" —
„Nein! denn er hilft nichts mehr als andrer Müßiggang"

31. Die Biene und die Henne.

„Nun Biene," sprach die träge Henne,
„Dies muß ich in der That gestehn:
So lange Zeit, als ich dich kenne,
So seh' ich dich auch müßig gehn.
Du sinnst auf nichts als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen
Und ihren Blüten Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär' ich wie du, ich thät' es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eiern unser Haus versorgen."

„O!" rief die Biene, „spotte nicht!
Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht so, wie du bei einem Eie,
Aus vollem Halse zehnmal schreie:
So, denkst du, wär' ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sei mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht;

Die Biene und die Henne. Zuerst in den „Belustigungen" vom Mai 1741.

Wir sammlen Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreien wir bei warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neste, heisch:
So präge dir es itzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Rost und Kuchen
Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.

Auch hat uns die Natur beschenkt
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern und verachten wollen:
Drum, Henne! rat' ich dir, zu gehn."

* * *

O Spötter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt,
Dich unterrichtet dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene;
Und willst du selbst die Henne sein,
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

---

32. Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.

Die Biene und die Henne. 33. Das Rost, auch Roß, Ruß, gewöhnlich Rat Honigrat = Honigwabe; ahd. râza, mhd. râz, altsächs. râta, neuniederländ. raat.

Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf;
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloß auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Klienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen
Und ruft, als dies ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: „O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?"

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen
Und macht, daß sich sein Traum verliert.
„Freund," ruft er, „laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!" —
„O böser Freund! um welch Vergnügen,"
Klagt Timon ängstlich, „bringst du mich!
Du machest, daß mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrtum nicht gewußt."

*
* *

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seid ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seid.
Wer heißt euch uns den Irrtum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt,
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schad't als nützt?

Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bei seinen Schlachten?
Er denkt, er sei der größte Held.
Gönnt ihm die Lust, sich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Mut entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude
Und laßt das arme Weib dabei.
Was glaubt der Eh'mann von Lisetten?
Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
Er irrt; ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt.
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Lust zum Denken hat.
Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh' und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
Genug, daß wir dabei empfinden!
Es sei auch tausendmal ein Schein!
Sollt' aller Irrtum ganz verschwinden,
So wär' es schlimm, ein Mensch zu sein.

33. Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungestümem Wetter
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt' es heute sein.

Der Wandrer setzt mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wütet
Und schnell ihm, stillzustehn, gebietet,
So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
So sieht er einen Räuber kommen
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

O Thor! läßt Zeus sich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

34. Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, ist die Furchtsamkeit;
Was helfen dir die süßen Triebe
Bei einer stummen Schüchternheit?
Du liebst und willst es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu gestehn;
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.

Im stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hörst nicht auf, sie hochzuachten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fühlt, und läßt dich dennoch schmachten
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wie viel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; o! lacht des Blöden,
Was hat er denn für eine Müh'?
Er darf mit ihr von Liebe reden
Und wagt den ersten Kuß auf sie.
Ein Jahr! Und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich.
Warum rief er beim ersten Blicke
Nicht gleich: „Mein Kind, ich liebe dich!"
Da lob' ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bei der Schönen melden,
Ihr kommt und seht und nehmt sie ein.
Und euren Mut recht zu beseelen,
Den ihr bei eurer Liebe fühlt,
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

* * *

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu sein;
Jesmin sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt und schwur, sie wieder zu besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,

Schlug die Romane nach und trug die hellsten Flammen
In Einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für sein bares Geld
Ward auch der Brief getreu bestellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier und schreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen seine Qual,
Er red't von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tigermilch, von diamantnen Herzen
Und von der Hoffnung Nordlichtschein;
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich bei Gelegenheit aus Liebe zu ermorden.

Getrost, Jesmin, versiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief,
So wird der Schönen Herz, eh' Nacht und Tag verfließen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerschmelzen müssen.
Der Brief wird fortgeschickt und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus' kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eisen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb;
Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes Wesen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
Wie könnte sie dem heißen Flehn
Und, da sie ihn ohnlängst geputzt gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?

Ich weiß noch einen Rat, und dieser Rat wird glücken;
Durch Verse kann man sehr entzücken:
In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib' an sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebar!
Was konnte man auch anders schließen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?

Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen,
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegenlief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
Er steht und hält den Brief entzückt in seiner Hand
Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wissen,
Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschließen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an sich, er drückt und küsset ihn.
Die Magd kriegt ein Pistol und schwört, ihm treu zu bleiben.
Allein was stund in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander schlug?
Kein Wörtchen mehr als dies: Mein Herr, Sie sind nicht klug!

---

35. Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drei Jahre liebt' er sie;
Allein umsonst war alle Müh'.
Was that er endlich? Er verreiste
Und ging, (was kann wohl Ärgers sein?)
Ging, sag' ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündnis an dem Blocksberg ein;
Ein Bündnis, daß er ihm zwei Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins und schließen ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen
Und Doktor Fausten selbst betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.

Doch eh' vier Wochen sich verlieren:
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu zitieren.

„Ach!“ spricht er, da der Geist erscheint,
„Ach! darf ich, lieber böse Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwei Jahre, wie du weißt, zu dienen;
Und dies erfüll' ich auch genau.
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert sein.“
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweimal ein;
„Denn,“ sprach er bei sich selbst, „so arg du immer bist:
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger ist.“

---

36. Der gütige Besuch.

(S. des Abstemius LXXV. Fabel „De agricola et poeta“.)

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
„O!“ rief er, „welch ein traurig Leben!
Wie? schlafen Sie denn nicht bei Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor Langerweile lesen?
Ich dacht' es wohl, drum kam ich so geschwind.“

„Ich bin,“ sprach der Poet, „noch nie allein gewesen
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.“

---

37. Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beistand an.

Der gütige Besuch. Vgl. auch B. Waldis III, 1.

Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern bessrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beizustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreit.
Doch ist ihm wohl die Not benommen,
Da statt der Schuldner Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlsein ängstlich fraget
Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, saget.

„O Glücke!" rief Aret, „soll eins von beiden sein,
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befrein:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher sein;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein."

---

38. Damokles.

(S. den Cicero, Lib. V. Tuscul. quaest.)

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
Ein Wütrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken
Und läßt ihn nichts als teures Elend schmecken.

* * *

Damokles. Vgl. Cic. Tusc. qu. lib. V, cap. 21, §§ 61 f.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Überfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dies Damokles einst gethan,
Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:
„So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dich's erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle sein?"
„Von Herzen gern!" fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.
Er sitzt und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes wert zu sein.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.

Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
„O Hoheit!" ruft er aus, „könnt' ich dich ewig schmecken!"
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah' über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
„Ach!" fängt er zitternd an zu schrein:
„Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!"

---

7. Dionysius der Ältere, der 405—367 über Syrakus herrschte.

39. Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Teil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält:
Dies Übel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdringen läßt.
Ein einzig Mittel ist auf Erden!
Allein es ist unendlich schwer:
Die Narren müßten weise werden,
Und seht! sie werden's nimmermehr.
Nie kennen sie den Wert der Dinge.
Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

* * *

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beiden Tieren,
Joli, verstund die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge:
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln;
So falsch und boshaft war sein Herz!
Gleich fing er wieder an zu schmeicheln:
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt' und schrie:
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette;
Und beide teilten ihre Zeit

In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur, doch wachsam um das Haus;
Ging öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr
Und bellte nicht, als wenn es nötig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein bißchen Witz mehr als ein gutes Herz!

40. Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön wie das Morgenrot und heiter wie der Tag;
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte sie umsonst gemalt;
Und hätt' ich ja was fordern sollen,
So hätt' ich Küsse fordern wollen.

So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;
Die kleinste Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu und schön bis zum Entzücken;
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
Sobald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt und legt es nieder.
„Hier nehm' Er Sein Gemälde wieder,
Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
Wer hieß Ihn so viel Schmeicheleien
Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.
Kurz, nehm' Er nur Sein Bildnis hin;
Ich mag nicht schöner sein, als ich in Wahrheit bin.
Vielleicht wollt' Er die Venus malen:
Von dieser lass' Er sich bezahlen."

So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn' es sein zu wollen?
Wie viele kenn' ich nicht, die wirklich häßlich sind,
Und die wir mit Gewalt für englisch halten sollen!

Der Maler nimmt sein Bild und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig wie ein Künstler fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen
Und so ein schönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muß sich stellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urteil fällen!
O! fahrt sie nicht gebietrisch an;
So sehr sie unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.

Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmut noch gesehn?
Der ganze Rat erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte;
Man sah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief, sie ist getroffen!
„O!" sprach sie ganz beschämt, „wie könnt' ich dieses hoffen?
Er hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt."

39. Die Väter, die Ratsherrn.

„Selinde,“ hub der Richter an,
Kein Maler konnt' Euch treuer malen.
Er hat nach seiner Pflicht gethan,
Abbittend sollt Ihr ihn bezahlen.
Doch weil Ihr von Euch selbst nicht eingenommen seid:
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze;
Empfangt ein Heiratsgut aus dem gemeinen Schatze
Zum Lohne der Bescheidenheit.“

O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden;
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wärst du jung, verdientest du Selinden!
Selinde geht. Der Beifall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

* * *

Je minder sich der Kluge selbst gefällt:
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

---

41. Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
„Sohn!“ sprach er, „um dich zu versorgen,
Hab' ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt —“ Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter als der Sohn?
Ein Schatz! So waren seine Worte.
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find' ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,

Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach,
Und find't mit leichter Müh' (wie groß war sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

* * *

Vielleicht, daß mancher eh' die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müh' die Wahrheit suchen wollte.
Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh',
Such' selbst, such' aufmerksam, such' oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund! die alle nötig haben,
Die uns als Menschen glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

---

42. Monime.

(S. den Plutarch in dem Leben des Lucullus auf der 503. S. a. edit. Wechel.)

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands
Erwarb Monime sich den Beifall Griechenlands;
So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke,
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke.
Denn war Monime schön: so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt; und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.

Monime. Vgl. Plut. Lucull. cap. 18.

Ein Prinz aus Pontus ist's, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein König seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bei diesem Glück Monimens Tugend wanken?

„Prinz," fing sie herzhaft an, „du scheinst durch mich gerührt
Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab sie mir; und ich gab mir die Tugend;
Nicht jene macht mich stolz, nein! diese macht mich kühn;
Sei tausendmal ein Prinz: umsonst ist dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
Nur als Gemahl wirst du Monimens Herz gewinnen."

So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn,
Des Hofes Kunst und List, nichts konnte sie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.

O welch ein seltnes Glück! von niederm Blut entstehn
Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück! wirst du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu besiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der siegen will, fängt an, besiegt zu fliehn;
Rom setzt ihm siegreich nach, sein Land wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen;
Eh' dies der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav' eröffnet ihr, was Mithridat gebot.

„So," ruft sie, „raubt mir auch die Hoheit noch das Leben!
Die für entrißne Ruh' mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt!"
Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen:
Allein das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,
Es reißt und weigert sich der so betrübten Pflicht.

„O," ruft sie, „Schmuck! den ich zu meiner Pein getragen,
Sogar den schlimmsten Dienst willst du mir noch versagen?"
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wut darauf
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

---

43. Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände
Und ward das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten güt'ge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah, vor seinem sanften Ende,
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechste Mal schon aufgelegt
Und sich mit tiefgelehrtem Blicke
In einer spanischen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher
Und schrieb bis an den Tod, da ihn der Tod entseelt;
Und das Verzeichnis seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drei Bogen und drei Seiten ein.

Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloß berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh' Kenner ihn gelesen.

* * *

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.

44. Der grüne Esel.

(S. des Abstemius LXXX. Fabel „De vidua et asino viridi“.)

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, rot an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn;
Er zieht, und Jung und Alt erscheinen.
„Welch Wunder!“ rief die ganze Stadt,
„Ein Esel, zeisiggrün! der rote Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!“
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.

Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so gerät das Kind in Schlaf.

Drei Tage waren kaum vergangen:
So war es um den Wert des armen Tiers geschehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswert er anfangs allen schien:
So dacht' itzt doch kein Mensch mit einer Silb' an ihn.

*
* *

Ein Ding mag noch so närrisch sein,
Es sei nur neu, so nimmt's den Pöbel ein:

Der grüne Esel. Vgl. auch B. Waldis III, 6 und Hagedorn, Poetische Werke (Hamburg 1800), II, 198 ff.

Er sieht und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen oder nicht.

45. Der baronisierte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward nach des Vaters Tod Herr einer Million
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Wert gebrach,
Doch die gebietrischen Gebärden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht' er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht' er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Kabinette?

Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich zu alles Volks Entzücken
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold
Und brüstete sich mehr in seiner Staatskarosse
Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt' und ihn bestahl
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überred'te,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Eltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts als Reichtum hinterlassen.

---

46. Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stak in Schulden
Und klagte dem Philet sein Leid.
„Herr!" sprach er, „leiht mir hundert Gulden;
Allein zu Eurer Sicherheit
Hab' ich kein ander Pfand als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr."

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
„Hier," spricht er, „nimm es hin und brauch' es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen."

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt' er auch Phileten hintergehen
Und ein Betrüger sein? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
„Herr!" fängt er an, „erfreuet Euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch Euer Geld gewann.
Ich bitt' Euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seid ein gar zu wackrer Mann."

„O!“ spricht Philet, „ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rate ziehn;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen.“

Der Schiffer sieht ihn an und schweigt betroffen still
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft und kömmt mit voller Hand zurücke.
„Hier,“ spricht er, „ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dies Glücke dank' ich Euch allein;
Und wollt Ihr ja recht gütig sein,
So leiht mir wieder funfzig Gulden.“

„Hier,“ spricht Philet, „hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu' und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sei du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein,
Die sollen deinen Kindern sein.“

* * *

Mensch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmut sieht, großmütig dankbar ist?

---

47. Das Schicksal.

(S. den Zuschauer im III. Teil auf der 332. S. u. f.)

O Mensch! was strebst du doch den Ratschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bei seiner Schickung führt?

Das Schicksal. Vgl. den Zuschauer, Teil III, Stück 237.

Du siehst bei Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht und auch die Folge nicht;
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschicht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dies siehst du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen:
So müßtest du, was Gott ist, sein.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn, zu blöd' am Geiste bist;
Und laß dich hier ein jüdisch Beispiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt
Und, wenn dir's grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

* * *

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat
Und ihn von jenem ew'gen Rat,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntnis bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stund, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde
Und trank. Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Herde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei dem Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich:
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm
Und forderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reiter flucht und droht
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wütend tot.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: „Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt;
Denn wiss': es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davongetragen."

---

48. Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette;
Dies Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber sind;
Drum durft' ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte;
Denn laßt ein Weib schön wie Cytheren sein,
Wenn sie die Blattern hat: so nimmt sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann zu seiner größten Pein
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kissen oft zurechte legen
Und oft durch ein Gebet um ihre Beff'rung flehn;
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt' ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu raten:
Vielleicht besinnt er sich und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken
Und auch in den gesunden Mann.
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön
Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von Langerweile zu befrein?

Der Mann sieht Lorchen an und red't mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst; dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt
Und sie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.
Ja, wenn sie bloß durch Blicke red'ten:
So möcht' es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.
Er kömmt und klopft sie in den Nacken
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küßten gar zu laut.
Wie konnt' es anders sein? Lisette mußt' es hören.
Sie hört's und fragt: „Was schallt so hell?" —
„Madam, Madam!" ruft Lorchen schnell,
„Es ist Ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz
Und will sich nicht zufrieden geben." —
„Ach!" spricht sie, „lieber Mann, wie redlich meint's dein Herz!
O! gräme dich doch nicht! ich bin ja noch am Leben."

---

49. Die Verschwiegenheit.

„O Doris! wärst du nur verschwiegen:
So wollt' ich dir etwas gestehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
Doch nein, ich schweige," sprach Tiren.
„Wie?" rief die schöne Schäferin,
„Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mir's sicher offenbaren:
Ich schwör', es soll's kein Mensch erfahren."

„Du kennst," versetzt Tiren, „die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.

Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär' um ihre Gunst und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß — dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre."

„So liebt sie dich?" fuhr Doris fort.
„Jawohl! Doch, sage ja kein Wort!
Ich hab' ihr Herz nun völlig eingenommen
Und itzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sei ewig dein;
Doch eines bitt' ich dich, du mußt verschwiegen sein.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur als ich und du zu wissen.
Drum bitt' ich, Doris, schweige ja!
Sonst flieht und haßt mich Sylvia."

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut,
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand und fragt,
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt?

„Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts Wichtiges, sonst würd' ich dir's gestehn.
Er sagte mir — verlang' es nicht zu wissen;
Ich hab' es ihm versprechen müssen,
Daß ich zeitlebens schweigen will."

Damöt wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferin erschrickt, daß sie Damötens Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
„Du zürnest," ruft sie, „mein Getreuer?
O! zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren

Und hat ihm itzt in ihrem Leben
Den allerersten Kuß gegeben;
Allein du mußt verschwiegen sein."

Damöt verspricht's. Kaum ist Damöt allein,
So fühlt er schon die größte Pein,
Sein neu Geheimnis zu bewahren.
„Ja!" fängt Damöt zu singen an:
„Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt und Küsse giebt;
Du, stummer Busch, nur sollst's erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt."

Doch ach! In diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verraten sah
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die ihrer Meinung nach nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach! wie wird dir's gehn!
„Mich," fängt sie an, „so zu betrüben!
Dich, Plaudrer, sollt' ich länger lieben?"

Und kurz: Tiren verliert die schöne Schäferin
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
„Ja," spricht Damöt, „ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!"

---

50. Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebt's der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, sobald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Tier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit strupfichtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrein:
Setzt zehnmal an und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Mut der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreit?

* * *

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen;
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Mut zu der Gefahr gegeben.

51. Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nötig ist's, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen:
Um desto leichter wird das Übel selbst entfernt.

* * *

Die kranke Frau. Denselben Inhalt hat Gellerts Lustspiel gleichen Namens.

Des Mannes teurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Ging munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder
Und fiel halb tot aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dies erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dies nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Not.
Zu früh ist's, nach der Gattin Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Äskulap
Erscheint sogleich in vollem Trab
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Rezeptbuch sagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Tint' und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt beiseite
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doktor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
Das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen;
Sie wissen schon, es zeigt viel Gutes an,
Wenn sich die jungen Weiber klagen."

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der teure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweite Doktor kommen.

Er kömmt. Geduld! Nun werden wir's erfahren.
Was ist's? was fehlt der schönen Frau?
Der Doktor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger sein?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Ärzte, schweigt und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm als eure Kur.

Geduld! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh' die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, ob's noch nicht besser ist?
Ach! ungestümer Mann, du nötigst sie zum Sprechen!
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattin bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befrein!

Wer pocht? Es wird der Doktor sein;
Doch nein, der Schneider kömmt und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
„Er kömmt," so stammelt sie, „Er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dies vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie Er sieht, so werd' ich bald erblassen.
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt' ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als Er, Er wird's schon wissen,
Für meine Freundin machen müssen;
Es ist nichts Schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;

Doch geh' Er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!"

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Atem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia liegt noch darnieder
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelt's aus. O welche Seltenheit!
Dies ist der Stoff, dies ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

„Ach Engel!" spricht der Mann bei sanftem Händedrücken,
„Mein ganz Vermögen gäb' ich hin,
Könnt' ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken." —
„O!" fängt sie an, „so krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn."

Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Kaffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Übel, das kein Arzt gekannt.

52. Der gute Rat.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rat,
Was für ein Weib er nehmen sollte?

„Freund,“ sprach der Greis, „das weiß ich nicht.
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht Ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet Euch ein schön Gesicht;
Doch liegt Euch mehr an Renten und am Staate
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien' ich Euch mit einem andern Rate,
Bemüht Euch um ein reiches Weib;
Doch strebt Ihr durch die Frau nach einem hohen Range:
Nun, so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt Ihr mehr für Eure Seele wählen
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagt's, um Euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt Euch ein gelehrtes Weib.“
Hier schwieg der Alte lachend still.

„Ach!“ sprach der junge Mensch, „das will ich ja nicht wissen;
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will,
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —“

„O!“ fiel der Greis ihm ein, „da müßt Ihr keine nehmen.“

---

53. Die beiden Mädchen.

Zwei junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dies ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.

Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt' ein rund Gesicht und eine zarte Haut,
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer ging,
So viel sie Schmuck ins Ohr und vor den Busen hing,
So schön sie auch ihr Haar zusammenrollte:
So ward sie doch bei alledem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.

Die andre Schwester, Karoline,
War im Gesichte nicht so zart,
Doch frei und reizend in der Miene
Und liebreich mit gelassner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt;
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit teuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemessne Tracht
War Karolinens ganze Pracht.

Ein Freier kam; man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt' und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frei, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Karolinen:
So blieb er vor Entzückung stehn.

* * *

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur;
Die erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer:
Sie fesselt nicht, sie blendet nur;
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn, und so gefällt sie allen.

54. Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
„O!" rief er bei dem ersten Blicke,
„Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!"

Der Maler ward beschämt gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun," sprach er, „bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan."
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

* * *

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Zweites Buch.

1. Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beide stimmen herzhaft an.
„Nun," hieß es, „sprich, wer von uns beiden
Am meisterlichsten singen kann?" —
„Das weiß ich nicht," sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
„So," sprach sie, „will ich's denn gestehn:
„Die kann so gut wie jene singen,
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen."

*
* *

Ihr mittelmäßigen Skribenten,
O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der eine kann so gut wie jener denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.

So lange wir Mosheime haben:
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seid.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh'!
Du demonstrierst wie er, und er so fein wie du;
Allein so lange wir Leibnize vor uns haben:
So hört euch keine Seele zu.
O zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein so lange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seid.

---

2. Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht, sie lag in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wut entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserei
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angstgeschrei
Erregten nicht der Weiber blasse Scharen!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrein,
Was muß das für ein Lärmen sein!
Ich zittre schon, wenn zwei nur schrein.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen rot,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halb tot,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren
Und flehten in gemeiner Not
Ihn insgesamt um ihrer Männer Leben.
So hat's von Tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu sein?

26. Johann Lorenz Mosheim (1694—1755), zuletzt Kanzler und Professor der Theologie in Göttingen, berühmter Kanzelredner und Prosaiker.

Von Tausenden nicht eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muß, bei meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen sein.

So hart als auch der Feldherr war:
So konnt' er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sei auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General sein mögen,
Vor dem der Weiber Schar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben
Und jeder Frau zu ihrer Ruh'
Den Mann und einen noch dazu,
Wenn sie's von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
„Ihr Schönen!“ fängt er an und spricht —
Ihr Schönen? Dieses glaub' ich nicht:
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! er hat's gesagt. Ein alter General
Hat, dächt' ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie sei'n es oder nicht, kann meine Schönen nennen.

„Ihr Schönen,“ sprach der General,
„Ich schenk' euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben;
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt.“

Wie? fingen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.

Was half's, daß er „ihr Schönen!“ sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte:
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dies noch nicht genug.
Er ließ nicht eh' nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan,
(Der General war selbst ein Ehemann)
Bis, sag' ich, sie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! Welch Entzücken!
Vergebens wünsch' ich's auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfing!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug' an seinem Auge hing!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Mut.
Sie grämten sich und durften's doch nicht sagen.
Wer wird's, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd' und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

---

3. Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.

„Sohn!“ fing er an, „mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dir's künftig gehn?
Hör' an, ich hab' in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.“

Der Sohn erschrak und stutzte lange.
„Ach Vater!“ hub er an, „wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?“ —
„Er?“ fiel der Vater ihm ins Wort,
„Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.“

---

4. Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf mit Milch und schwarzem Brote saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fing verdrießlich an, sich in das Gras zu strecken,
Dacht' ängstlich seinem Schicksal nach
Und dehnte sich dreimal und sprach:
„Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen!
Du thätst ja gern mit deinem Schatze schön;
Allein, du Narr, mußt in der Scheune stehn
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke sehn.
Du bist noch jung und kannst hübsch lesen und hübsch schreiben
Und wolltest stets ein Drescher bleiben?
Des Schulzens Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch gebärden:
So nimm sie doch. Du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleisch in Ruh'
Und trinkst dein gutes Bier dazu

Der sterbende Vater. 9. Die sollen dein, die sollen dein sein; ebenso S. 118, V. 22.

Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre —
O! wenn ich doch schon Schulze wäre!“

Indem Hans noch so sprach, kam seine Schöne her.
Sie that, als käme sie nur so von ungefähr;
Allein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen wollte
Und er verwegen sein und sie recht herzen sollte;
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hans zieht die Schöne sanft zu sich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr; nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fing an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz und trug ihr Herz davon
Und ward, wie viele noch auf diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt' er sie: so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders als den Schwiegersohn?

Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder
Und wirft sich auf die Bank als Schulz' im Dorfe nieder.

So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student
Nach einem glücklichen Examen
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schöne Namen
Nach einem tiefen Kompliment
Das erste Mal Herr Doktor nennt:
So wußt' auch Hans vor großer Freude
Nicht, wo er Händ' und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erste Mal Herr Schulze hieß.

Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aß sein Fleisch und that den Gästen oft Bescheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle:

Denn welches Amt ist wohl davon befreit?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hans verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreit
Und oft gewünscht: Wenn ich doch Schulze wäre!
„Ich," fing er zu sich selber an,
„Ich habe Haus und Hof und Ehre
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red' und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teuflischen Soldaten
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiß ich mir bei den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu raten,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.
Die Bauern brummen, wenn ich strafe;
Und straf' ich nicht, so lachen sie mich aus.
Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Itzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und wenn es niemand thut, so hunzt die Frau mich aus.
O wäre mir's nur keine Schande!
Ich griffe nach dem ersten Stande
Und stürb' als Drescher auf dem Lande."

*
* *

Wer weiß, ob mancher Große nicht
Im Herzen wie der Schulze spricht?
Wer weiß, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
Die itzund mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren?
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh' es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh' nicht durch den Stand gewinnt!
Lernt doch, daß die am mindsten glücklich sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen!

---

73. Quatember, eigentlich der vierteljährige Zahltag der Abgaben, dann die Abgaben selbst.

5. Die glückliche Ehe.

Gedankt sei es dem Gott der Ehen!
Was ich gewünscht, hab' ich gesehen:
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bei gleicher Lieb' und gleicher Treue
In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwo Seelen.
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie:
Ein Fall, wo andre sich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh'.

Da ihn kein Eigensinn verführte
Und sie kein eitler Stolz regierte:
So herrschte weder sie noch er.
Sie herrschten; aber bloß mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh' wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhehlen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So ließen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm wie der erste sie noch ein.
Sie starben. Wenn? — Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dies nur Fabeln sein.

6. Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Branntweinbänken
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Woran der andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man riet und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid! War er's nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht;
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid' im Singen zänkisch banden;
Aus dem Verwahrt und dem Bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß und Rach' und Wut entstanden.

*
* *

Die Wächter, hör' ich viele schrein,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich sein!

Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Silben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wut entzweiten?

---

7. Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
„Wenn,“ sprach es, und fing an, die Schenkel schön zu heben,
„Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?“
„Schweig’,“ rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen;
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld:
Wo würdest du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?“

* * *

Die ihr die Niedern so verachtet;
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ’ ernährt,
Nichts Bessers als Verachtung wert?
Gesetzt, du hättest bessre Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.
Denn stammtest du aus ihren Hütten:
So hättest du auch ihre Sitten.
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch sein,
Wenn sie wie du erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren

---

8. Die Fliege.

Daß alle Tiere denken können,
Dies scheint mir ausgemacht zu sein.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Äsopus hat’s gesagt, Fontaine stimmt mit ein.

Wer wird auch so mißgünstig sein
Und Tieren nicht dies kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt so wenig macht?
Denk' oder denke nicht, darauf giebt niemand acht.

* * *

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ew'gem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beifall zwang und gleich dafür entzückte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;
In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finstre Flieg' auf einem Stein und dachte.
Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn
Und oft den Kopf mit einem Beine halten
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt bloß daher, weil sie so viel verstehn
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So saß auch hier die weise Fliege.
Ein halbes Dutzend ernste Züge
Verfinsterten ihr Angesicht.
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
Woher ist dies Gebäud' entstanden?
Ist außer ihm wohl jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich seh's nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand sein?
„Die Kunst," sprach die bejahrte Spinne,
„Hat diesen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne:
Und dies beweist, daß ihn die Kunst gebaut."
Hier lachte meine Fliege laut.
„Die Kunst?" sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne
„Was ist die Kunst? Ich sinn' und sinne
Und sehe nichts als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden
Nein, dieses Märchen glaub' ich nicht.
Lern' es von mir, wie dieser Bau entstanden:

Es kamen einst von ungefähr
Viel Steinchen Einer Art hieher
Und fingen an, zusammen sich zu schicken.
Daraus entstand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beid' erblicken.
Kann was begreiflicher als diese Meinung sein?"

* * *

Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
Allein daß große Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Ursprung geben
Und lieber zufallsweise leben,
Als einen Gott zum Thron erheben:
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht für Narren hält.

---

9. Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund) beschloß ich auszugehn.
Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher reicher Mann,
Der seiner Miene nach die eingelaufnen Schulden
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon ging vor mir, (ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß)
Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Tiere kamen,
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten red'te.
„Ach!" sprach er, „ach erbarmt Euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,

Ich will Euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen
Und mich durch meinen Tod erfreun:
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne sein!"

So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
„Ihr seid ein so bejahrter Mann,
Ihr seid schon eine halbe Leiche
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt Ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht." —
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht. —
„O Gott! du weißt's!" Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmut kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte:
Allein er rufte mich zurück.
„Ach!" sprach er mit noch nassem Blick,
„Ihr werdet Euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring' Euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!" —
„Ihr," sprach ich, „sollt es alles haben;
Ich seh', daß Ihr's verdient: trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet Ihr?"
Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag' an ihn.
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde tot.
Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern red'te.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.

O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich red'te,
Und der vielleicht ihn itzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!

So sprach mein Freund und bat, die Müh' auf mich zu nehmen
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

---

10. Kalliste.

(S. die Nachricht von dem Tode der Frau von Villacerfe, im V. Teil des Zuschauers, auf der 273. S. f.)

O Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüte
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz sich längst ein edelmütig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte;
Die stell' itzt deinem Geiste dar
Und fühl' es recht, wie schön sie war.

Die, deren Schicksal ich erzähle,
Kalliste, groß durch ihren Stand
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Doktor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt holen.

Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend ingeheim Kallistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an.
Er kam. O wär' er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm und streift ihn ängstlich auf
Und forscht, von Lieb' und Ahndung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf
Und streift in trunkner Angst den Arm noch einmal auf.

Kalliste. Vgl. den Zuschauer, Teil V, Stück 368.

Kallistens Freundin sieht ihn zagen
Und sagt's ihr (heimlich sagt sie's ihr).
„O!“ spricht sie: „Lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
Und schlüg' er zweimal fehl, so werd' ich doch nichts sagen;
Ich weiß, er meint es gut mit mir.“
Der Arzt sprach noch: „Das wollen wir nicht hoffen,“
Und schlug und rief: „O unglücksel'ger Schlag:
Ich habe ja den Puls getroffen!“
Und taumelte, bis er danieder lag.

Sie, noch für den besorgt, (kann man was Edlers denken?)
Der so gefährlich sie verletzt,
Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bei allem Schmerz gesetzt:
Doch dies war nur geringes Leiden.
Die Ärzte sahn nunmehr die tödliche Gefahr
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden,
Weil sonsten keine Rettung war:
Und ohne sich darüber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schönen Arm schon dar
Und bittet nur, den ja um Rat zu fragen,
Der schuld an diesem Unglück war.

So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn für so viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doktor an, sein Schrecken sagt dir's schon!
Er sieht den Brand und spricht mit bangem Ton:
„Sie können länger nicht als noch drei Tage leben!“

O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Ärzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist!

Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
„So,“ sprach sie, „sterb' ich denn? Wohlan! Er ist nicht schuld.
Er würde gern für mich erblassen:
Gott hat's verhängt; Gott ehr' ich durch Geduld
Und bin bereit, den Augenblick zu sterben;“
(Der Wundarzt trat indem herein)

„Sie aber," fuhr sie fort, „setz' ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich sein!"
Sie sprach's und schlief großmütig ein.

---

11. Der Affe.

Ein Affe sah ein paar geschickte Knaben
Im Brett einmal die Dame ziehn
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt' er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beifall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf itzt bei des einen Zügen
Und billigte darauf des andern seinen Schlag.

Der eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
„Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn du's so gut verstehst?" sprach der erzürnte Knabe.
„Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchen ich den Finger habe?"
Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: „Ja."

*
* *

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden:
So frage sie um Rat. Sind sie mit ihrem Ja
Bei deinen Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schließen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

---

12. Der Bauer und sein Sohn.

(So Burkard Waldis, in dem ganz neu gemachten und in Reimen verfaßten Äsopus, im dritten Buche, 178. Blatt.)

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam:
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämt'ste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater," rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht:
So sag' ich's Euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwert,
Wenn er nicht größer war als Euer größtes Pferd."

„Das," sprach der Vater, „nimmt mich wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn itzunder
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn)
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein."

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
„Ach!" sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;

Der Bauer und sein Sohn. Vgl. B. Waldis, Buch III, Nr. 68 „Vom lügenhaften Jüngling".

Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja Vater," fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer als ein Kalb."

Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach Vater!" spricht er, „seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind."

* * *

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg' auch, und mehr als er, und such' ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

---

13. Der glückliche Dichter.

(Er hieß Chartier. S. Jöchers Gelehrten-Lexikon.)

Ein Dichter, der bei Hofe war —
Bei Hofe? Was? bei Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bei Hofe nötig wäre?

Der glückliche Dichter. Alanus Chartier, lateinisch Auriga oder Aurigarius, gestorben 1158, Sekretär der Könige Karl VI. und Karl VII von Frankreich, der in lateinischer und französischer Sprache Gedichte, Reden, Briefe, geschichtliche und topographische Werke verfaßte. „Man erzählet, daß des Dauphins, nachgehends Königs Ludovici XI. erste Gemahlin Margareta aus Schottland, als sie einst diesen Chartier in einem Zimmer im Louvre auf einem Stuhle schlafend gefunden, ihm einen Kuß gegeben und als sich die Hofleute gewundert, wie sie doch einen so häßlichen Menschen küssen könne, gesagt, sie hätte nicht die Person, sondern denjenigen Mund geküßt, aus welchem so viel schöne Reden geflossen" (Jöcher.)

Was ein Poet bei Hofe nötig ist?
Ja, Freund, du hast wohl recht zu fragen.
Mich ärgert's, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen liest.
Was ist's denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts, der eine macht,
Daß man bei Hofe weint, der andre, daß man lacht,
Das heißt dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht!

Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bei Tag im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich sein:
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund' und Kenner sein.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag' ich weder ja noch nein.

G'nug der Poet war eingeschlafen
Und war nicht schön, das man wohl merken muß;
Doch gab die Königin, den Schlaf ihm zu versüßen,
Ihm im Vorbeigehn einen Kuß.
„Was," rief ein Prinz, „den blassen Mund zu küssen?" —
„Blaß," sprach die Königin, „blaß ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem blassen Munde
Mehr Schönes oft in einer Stunde
Als Sie, mein Prinz, durch's ganze Jahr."

14. Die Mißgeburt.

„Frau Orgon!" rief die Frau Gevatterin,
„Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müssen nicht erschrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerin.

Die Mißgeburt. Vgl. dazu im allgemeinen Lafontaines Fabeln, VIII, 6.

Lucinde, daß ich's kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind (verzeih' mir's Gott!) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind geboren.
Die stolze Frau! ich richte nicht;
Allein ich weiß, daß nichts umsonst geschicht.
Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe!
Ich wünsch' es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährt's, gedenken Sie an mich:
Indes behalten Sie die Heimlichkeit für sich."

Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden
Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an, sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beide sich von nichts zu reden schämen.
Deswegen? Nein, das glaub' ich nicht.
Wie sollten dies sich Weiber übel nehmen?
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern spricht.

So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: „Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie —? Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde!
Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!
Allein Lucinde will's verhehlen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn."

Dorinde sagt's ihr zu. Und doch soll mir's nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, sobald sie kann, erzählen,
Weil jene sie zu schweigen bat.
Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
Erst hat das Kind nur Hasenohren,
Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß:
Allein Dorinden ist's noch viel zu schön geboren.
Und weil sie was verbessern muß,
Thut sie dem Kinde den Gefallen
Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.

Eh' noch der Nachmittag verstrich,
Ließ das Geheimnis sich auf allen Gassen hören.
Die alten Mütter kreuzten sich
Und suchten schon recht mütterlich
Durch dieses Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach!
Von diesem Wechselbalge sprach.
Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
Schon für die Wahrheit der Geschichte.

Sobald als dies der Magistrat erfuhr,
Schickt er den Physikus nach dieser Kreatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als sie bei andern Kindern sind.
Das war die Mißgeburt, der man so mitgefahren!

*
* *

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünscht seist du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
Geheimnisvoll in alle Häuser fliegt
Und, wenn sie's dreimal sagt, vom neuen dreimal lügt.
Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen,
Zumal, wenn es der armen Freundin gilt?
Ein giftig Weib — Doch nein, ich mag nicht schmälen;
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie andre schilt.

15. Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze
Und sah am Rande Gänse gehn
Und konnt' aus angebornem Witze
Der Spötterei unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor und lachte dreimal laut
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat und mit Geschrei und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
„Was," sprach sie, „hast du uns zu sagen?" —
„Ach nichts! Ich hab' euch zugesehn,
Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt ich euch nur fragen."
„Das," sprach die Gans, „will ich dir gerne sagen;
Allein du mußt mit mir spazieren gehn."

*
* *

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größre schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So laßt euch nichts daraus vertreiben.

16. Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,

Till. Im alten Volksbuch von Till Eulenspiegel findet sich dieser Zug nicht.

Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
„Warum," fing einer an, „gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt?" — „Ich bin," sprach Till, „nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk' ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein wenn ich berganwärts gehe:
So denk' ich an das Thal, das folgt, und faß' ein Herz."

* * *

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern' so klug wie Eulenspiegel sein,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

---

17. Kleant.

Kleant, ein lieber Advokat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz los prozessierte,
Half, weil man ihn um seinen Beistand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht man's nun,
Wie man der Welt kann unrecht thun!
Denn wär' er nicht so treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.

Itzt waren sie nun beide frei
Und dankten ihrem Advokaten

Auf ihren Knien für seine Treu
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidiert,
Noch einen Beutel mit Dukaten;
Und schwuren ihm bei ihrer Ehrlichkeit,
Wenn bessre Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreit,
Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen konnten;
Drum gab der Advokat den redlichen Klienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil sie so gut bezahlet hatten.
Dies kam den Herren gut zu statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht
Und knebelten den lieben Wirt im Bette
Und stahlen das, was sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf gingen sie zu ihm vors Bette
Und nahmen höflich gute Nacht.

---

18. Der Wuchrer.

(S. das kurzweilige Lusthaus, 7. S.)

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme baun.

Indem er nun den Bau zustande brachte
Und vor dem Hause stund und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte:
Ging ein verschmitzter Freund vorbei.

Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt' ihn mit freudigem Geschrei,
Ob's groß genug für Arme sei?
„Warum nicht?" sprach der Freund, „hier können viel Personen
Recht sehr bequem beisammen sein;
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die Ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein."

---

19. Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heischt mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb und die verschied.

Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Mut auf einen Becher Wein;
Entschloß sich, that drei gute Züge
Und sank vor Lust ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundin liegen:
„Dies Grabmal," sprach sie, „will ich scheun,
Am Lichte will ich mich vergnügen
Und nicht an einem Becher Wein."

Allein verblendet von dem Scheine,
Ging sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrannte sich die kleinen Beine
Und starb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr, euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt!
Ruht wohl und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

20. Amynt.

Amynt, der sich in großer Not befand
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch dieses Mal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche ging des Armen Bitten ein.
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn
Und oft um Gottes willen flehn
Und zweimal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armut vor und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf
Und fuhr ihn (denn dafür war er ein reicher Mann)
Bei jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fing er an, sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Prozent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dies Prozent zog er gleich ab.

Indem daß noch der Reiche zählte:
So trat sein Handwerksmann herein
Und bat, weil's ihm am Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig sein
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
„Ihr kriegt itzt nichts!“ fuhr ihn der Schuldherr an.
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten Malen,
Ihm die paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: „Geht fort, Ihr Schelm, Ihr Dieb!“ —
„Ein Schelm? dies wäre mir nicht lieb.
Ich werde gehn und Sie verklagen;
Amynt dort hat's gehört —“ Und eilends ging der Mann.

„Amynt!“ fing drauf der Wuchrer an,
„Wenn sie Euch vor Gerichte fragen:
So könnt Ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar sein,
Und Euch statt zehn gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathaus abzubitten,
Dies würde mir ein ew'ger Vorwurf sein.
Kurz, wollet Ihr mich nicht als Zeuge kränken:
So will ich Euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt Ihr gleich aus aller Eurer Not.“

„Herr,“ sprach Amynt, „ich habe seit zween Tagen
Für meine Kinder nicht satt Brot.
Sie werden über Hunger klagen,
Sobald sie mich nur wieder sehn:
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich will's mit Gott ertragen.
Streicht Euer Geld, das Ihr mir bietet, ein
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu sein.“

---

21. Herodes und Herodias.

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle,
Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
„O!“ sprichst du, „welche Sittenlehre
Giebt Euch der Geist der Schwermut ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd' ich deswegen wohl der Mordsucht eigen sein?“
Ich glaub' es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerei sei kein Verbrechen,
Wird, wenn's dein Vorteil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.

53. Schuldner = Gläubiger; so öfters im 18. Jahrhundert, auch bei Lessing.

Auf einmal wird man nie der größte Bösewicht;
Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz Eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du Ein Gebot verletzen:
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn.
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?

O! merk' es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk' es dir!
Es giebt nicht mehr als Eine Tugend
Und als Ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heil'gen Pflichten
Dich in und außer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft:
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
So oft du's wagst, nur eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:
So schwächst du aller Tugend Kraft
Und bist bei hundert guten Thaten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir raten,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.

O Jugend! faß doch diese Lehren,
Itzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sei niemand eifriger als du!
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmut schön.
Sie wird bei widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,

In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn
Und in die Welt der sel'gen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern sein,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Mensch! ist dir dies Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu sein?

Nunmehr mag uns ein wahres Beispiel lehren,
Wie alle Laster sich von Einem Laster nähren.

* * *

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu', mit dem sie sich vermählt,
Und hing an seines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit und nicht für Unzucht hielt.

Doch laßt die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es und spricht kühn:
„Du hast des Bruders Weib; dies, Fürst, ist ein Verbrechen!"
So red't ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr als den König
Und hält den Mut für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zachariä Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt' ihn daraus erretten;
Doch nein! ein Tugendfreund liegt lieber frei an Ketten
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frei indes Johannes auch gesprochen:
So blieb er doch dem Fürsten wert.

62. die Schrift, Evang. Matth. XIV, 3—11 und Evang. Mark. VI, 17—28; auch Evang. Luk. III, 19 f.

Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dies Herz noch lieben
Und sich, daß er's nicht hat noch hassen kann, betrüben.

Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu sein,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein!
Doch laßt nur einen Umstand kommen:
So wird er's doch aus Wollust sein.
Kein Laster herrscht jemals allein,
Und du begingst vielleicht, wie er, das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.

Der Fürstin Tochter tanzt an einem Freudenfeste,
Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke
Und bitte, was du willst! für meine Lieb' und dich
Ist nichts zu groß und nichts zu königlich."

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias und fragt: „Was soll ich bitten?" —
„Bitt' um des Täufers trotzig Haupt."
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Ist für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Find't, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?

Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hat's nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?

Gebeut, sprach seine Brunst; und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In Einem Laster alle siegen!

22. Der Freigeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet,
Ihr, die ihr dem gehorsam seid,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freigeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
„Was sucht ihr?“ fragt er euch; „nicht die Zufriedenheit?
Ist's möglich, sich so zu betrügen?
Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr sucht die Ruh' und find't sie in der Last,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freiheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frei zu sein, sich erst an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht:
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frei und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf' auf Erden:
Von diesem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
Hält seinen Trieb für unerlaubt
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Milzsucht raubt,
Sonst würd' er nicht so abergläubisch werden.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht!
Sie glauben es aus Trägheit, nicht zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Müh',

Und Rätsel, die wir aufzuschließen
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbteil aller Blöden;
Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.

Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht
Und schuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze.
Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Gesetze:
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht."

Dies war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freigeist sein System erwies,
Die Tugend von dem Throne stieß,
Um nur sein Laster drauf zu heben.
Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fing an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal „Du christlich Tier!" gesagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So stark sind eines Freigeists Lehren!

23. Das Vermächtnis.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen,
Oront, der sich dies Glück, so arm er war, erstrebt
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.

Oront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn
Und, frei im Geist, den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
„Ach!“ sprach Oront nach zärtlichem Umfassen,
„Ich sterb', und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund! dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernähren:
Denn du verdienst, daß sie dir angehören.“

---

24. Die Gutthat.

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten sein
Und lieber minder sich ergetzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut' ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
„Nun,“ sprach sie, „hab' ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.“

Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen
Und fühlte recht des Armen Not.
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brot.

---

25. Der Kandidat.

Ein Kandidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht', inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Ratstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch und las sie mit Vergnügen.
„Es kränkt mich,“ fing er an und nahm ihn bei der Hand,
„Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb' und ehre den Verstand:
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.“

Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Verriet den besten Geist, geschaffen zum Studieren,
Zum größten Amte nicht zu schwach
Und wert, die andern zu regieren.

„Ach!“ sprach der Gönner ganz erfreut,
„Nun kenn' ich Sie; das Amt ist Ihre;“
Und in der größten Freundlichkeit
Ging er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. „Nein,“ sprach der wackre Mann,
„Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht.“ Hier griff er nach der Thüre.

Der Kandidat. 22. Vgl. S. 119, V. 9.

26. Die schlauen Mädchen.

(S. Burkard Waldis, im ersten Buche seines Äsops, Blatt 51.)

Zwei Mädchen brachten ihre Tage
Bei einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh'.
Kaum krähte noch der Hahn bei frühem Tage,
So rief sie schon: „Steht auf, ihr Mädchen! es ist spät;
Der Hahn hat schon zweimal gekräht."

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
(Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt)
Die wandten sich in ihren weichen Betten
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich hab's gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn.
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider! eine leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was half's den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt' ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.

Die schlauen Mädchen. Vgl. Waldis, Buch I, Nr. 76 „Vom alten Weib und ihren Mägden". Die uralte, oft behandelte Fabel steht übrigens auch in Kirchhoffs „Wendunmut" VII. Stück 187 unter dem Titel „Übel ärger machen"; vgl. auch Lafontaine V, 6.

Die Base, die sie sonst nicht eh' im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt' in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär'.
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte:
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

* * *

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn:
So würdest du dich nicht so oft genötigt sehn,
Die größern Übel zu ertragen.

---

27. Epiktet.

Verlangst du ein zufriednes Herz:
So lern' die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinnen trügen.
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz
Und das Vergnügen kein Vergnügen.
Sobald du dieses glaubst: so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden sein.
„Das,“ sprichst du, „kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?“
Du sollst es gleich bewiesen sehen;
Denn Epiktet stellt dir ein Beispiel dar.

Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweimal sehr heftig auf das Bein.
„Herr,“ sprach der Philosoph, „ich bitt' Ihn, laß Er's sein,
Denn sonst zerschlägt Er mir das Bein.“ —
„Gut, weil ich dir's noch nicht zerschlagen habe:
So soll es,“ rief der Herr, „denn gleich zerschlagen sein.“
Und drauf zerschlug er ihm das Bein.

Doch Epiktet, anstatt sich zu beklagen,
Fing ruhig an: „Da sieht Er's nun!
Hab' ich's Ihm nicht gesagt, Er würde mir's zerschlagen?"

Dies, Mensch, kann Zenos Weisheit thun!
Besiege die Natur durch diese starken Gründe.
Und willst du stets zufrieden sein:
So bilde dir erhaben ein,
Lust sei nicht Lust und Pein nicht Pein.
„Allein," sprichst du, „wenn ich das Gegenteil empfinde,
Wie kann ich dieser Meinung sein?"
Das weiß ich selber nicht; indessen klingt's doch fein,
Trotz der Natur sich stets gelassen sein.

---

28. Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
Als daß er vornehm trank und aß
Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt' er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stünde, wo sein Christoph steht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz trotz seinem Stolz erkühnt
Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.

In eben dieser Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte
Und durch sein Lied unsterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
„Sie können," sprach der große Mann,
„Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen."

„Mein Herr," rief der Poet, „es geht unmöglich an.
Ich hab' aus Eigensinn einst ein Gelübd' gethan,
Nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen."

---

29. Das Hospital.

Elmire war zur Witwe worden
Und nahm sich vor, nicht mehr zu frein.
Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, sie könnte wieder frein.
Der Witwenstand ist ein betrübter Orden!
Elmire sah's und schritt zur zweiten Wahl.
Allein sie war das erste Mal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
Daß es viel böse Männer giebt.
Elmire that daher ein feierlich Gelübd',
Indem sie sich zur zweiten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun;
Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder traun.

O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!
Fromm wie ein Kind, gefällig wie die Freude,
Und der auf nichts als ihr Vergnügen sann.
Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen?

Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.
Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
Doch nein, Elmire kömmt und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Mäurer auseinander gehen.
Wie? sollt' es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht möglich sein, sie sind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!

Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu frein;
Und doch war sie nach zweiundfunfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet sein!)
Bereits das dritte Mal versprochen.

O das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke seiner Frau erfüllt' er als Befehle.
Kurz, beide waren recht Ein Herz und Eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn' ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen;
Sie fing nicht gleich, wie eh'mals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum und hätt' es selbst gethan:
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweimal sich irren kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch so liebenswert
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja sein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh' Elmiren kommen;
Wie freundlich sieht sie diesmal aus!
„Ach Meister, fördert doch das Haus!
Warum habt Ihr's denn angenommen?
Ich geb' Euch ja das Geld voraus:
Laßt doch noch mehr Gesellen kommen."

Ei das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun:
Das muß ein rechter Eh'mann sein!

Die Mäurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn:
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man sieht's ihr an, sie hat etwas zu sagen;
Vielleicht sah sie die Mäurer müßig stehn?
Denn leider! pflegt's so her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?
Das sollte mich doch selbst verdrießen.
Itzt öffnet sie den Mund; nun wird sich's zeigen müssen.
„Ach," fängt sie heftig an zu schrein,
„Hört auf und reißt den Plunder ein!

Ich lasse keinen Stein mehr tragen.
Wofür verbaut' ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebt's nicht auf der Welt."

Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

---

30. Der betrübte Witwer.

(Dictionnaire de Bayle, v. Asclepiade, note A.)

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt)
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben;
Allein man merk' es wohl, man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bei uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöcken
Und trägt den Sarg, ohn' ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort.
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg ging dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die tote Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: „Wohin wollt ihr mich tragen?"
Hier, deucht mich, hör' ich viele fragen:
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen sein?

Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie das zweite Mal ihr junges Leben ein.

Der betrübte Witwer. Vgl. Bayle, Ausgabe von Amsterdam 1734, Bd. I, S. 535. In der ersten Ausgabe Bayles (Rotterdam 1697) fehlt der Artikel. — 25. „Quatorze ans après" (Bayle).

Der Mann gab ihr vom neuen das Geleite
Und ging gesetzt an seiner Gattin Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein sobald er nur die Hecke wieder sah:
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände:
Er rung mit Thränen beide Hände.
„Ach!“ rief er aus, „da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah'!“

---

31. Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preist,
Daß er als Prinz Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach wie vor ihr Kind mit ihren Brüsten
Und glaubten, daß sie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fing an, sich zu entrüsten,
Gab ein sehr scharf Mandat und schwur,
Daß jede Frau vom Stande sterben sollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn:
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren
Die meisten fingen an, dem Chan den Tod zu schwören.

Einst als der Tartarfürst sich ganz allein befand,
Kam mit dem Degen in der Hand
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt
Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
„Hör' auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
Ich säug' es selbst, und säug' es mir zur Lust,
Deswegen hab' ich diese Brust.
In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürst, kein Tier beschämen.“

Der gute Tartarfürst erschrak,
Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,
Den europäischen Geschmack
In seinen Horden einzuführen.

---

32. Der junge Prinz.

(Elite de bons mots, T. II. p. 65.)

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stück Pistolen
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er ließ nach ein'ger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm red'te,
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
„Hier," sprach der junge Prinz erfreut,
„Hier hab' ich meine ganze Kasse;
An den zweihunderten fehlt nicht ein einzig Stück."

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld und warf es auf die Gasse.
„Lernt, Prinz," fing drauf der Oheim an,
„Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann."

---

33. Das neue Ehepaar.

(The Tatler, Vol. II. n. 82.)

Nach so viel bittern Hindernissen,
Nach so viel ängstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müssen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
Das, wenn's ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.

Der junge Prinz. In der Ausgabe der „Elite" von 1706 findet sich weder diese Anekdote noch die spätere auf S. 186 erzählte an der von Gellert angegebenen Stelle.

Sie, die sich, hart bedroht, als Liebende geküßt,
Die küßten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem sie neid'scher Freunde List
Und strenger Eltern Zorn liebreich besänftigt hatten.
Wer war nach langer Jahre Müh'
Nun glücklicher als er und sie?
Denn, was man liebt, geliebt besitzen können,
In einem treuen Arm sich seines Lebens freun;
Ist, Menschen! dies kein Glück zu nennen:
So muß gar keins auf Erden sein.
Hier wett' ich wohl, daß mancher heimlich spricht:
Der gute Mensch versteht es nicht;
Denn wär' die Lieb' ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erlesnes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub' es, lieber Freund! allein sich so vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein!
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause sein.

Ein unverhofftes Glück begegnet unsern beiden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll itzt auf kurze Zeit
Von seiner teuren Gattin scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.

Von heißen Lippen losgerissen
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,
Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach;
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach!

Er stieg nunmehr ins Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
„O Himmel!" hör' ich sie noch an dem Ufer flehn,
„Bring' meinen Mann gesund zurücke."

Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris, werd' ich kommen.
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen:
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß wider sein gegebnes Wort
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh' er sie wiedersäh' und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn' entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich
Und gern am Ufer sich verweilte,
Ging itzund an der Freundin Hand,
Mit der sie stets ihr Herze teilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie red'ten. Und wovon? Errätst du dies noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht:
So bist du auch nicht wert, den Inhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig' es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris' Wünsche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sie selber offenbaren,
Und für die andern schreib' ich nicht.

Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach
Von ihres Gatten Ankunft red'te
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte;
Indem sie noch von ihrer Erbschaft red'te
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ
Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte
Und den Gefangnen Hülfe schickte;
Indem sie dies im Geist von ihrer Erbschaft that
Und, in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat:

Fing ihre Freundin an: „Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen? Wie? Wenn's voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag' es dir, ich hab's zuerst gesehn,
Und kömmt es an den Strand geschwommen:
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald niederkommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter sein,
Dann bind' ich dir drei Schnuren Perlen ein."

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
„Es nähert sich," fing jene wieder an;
Doch wie erschraken sie, als sie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn!
„Wer weiß," sprach Doris, welcher schon
Die Thränen in den Augen stunden,
„Wer weiß, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Eltern einz'ger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Jtzt die verlebten Alten beide,
Ihn zu empfangen, fertig stehn
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie für ihn erwählt und treulich für ihn hüten?
Gott geb' es nicht, daß sie den Anblick sehn!
Wer weiß, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Not
In Armut wird beweinen müssen?
Wer weiß, wie vielmal er bethränt,
Eh' er noch starb, das arme Weib erwähnt?
Doch, Freundin, komm' von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf."
Dies sagte sie und ging, als eben eine Welle
Den Toten an das Ufer warf.
Die Freundin sah ihn an und schrie mit Ungestüm:
„Mein Vetter!" und fiel neben ihm.

Auf dies Geschrei kam Doris wieder,
Der lieben Freundin beizustehn.

Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
Sie sieht und fällt auf ihren Gatten nieder
Und stirbt an seiner starren Brust.
Indes erwacht die Freundin wieder
Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmut vom Gesichte,
Und niemand fragte, was geschehn.
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

*
* *

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit
Und schmeckt das Glück, um andre sich zu quälen.
Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn
Und leidet mit bei fremden Schmerzen;
Dies Mitleid heiligt unsre Herzen
Und heißt die Menschenlieb' in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.

---

34. Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
„Dort," sprach er oft, „sei dir dein Glück beschert!"
Er nahm die Reise vor und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
„Gottlob!" fing unser Jüngling an,
„Daß ich die Stadt schon sehen kann;
Allein der Berg ist steil. O! wär' er schon erstiegen!"

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
„O!" dacht' er, „weil ich doch sehr lange steigen muß:
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen."

Er aß und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack
Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
„O Freund!“ rief einer von den Höhen,
„Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil und mühsam jeder Schritt,
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig' leer und steig' beherzt und gieb dir alle Müh';
Denn unser Glück verdienet sie.“

Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel! ach! es war noch weit.
Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh' versüßte.
Er sah bald in das Thal und bald den Berg hinan:
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
„Steig',“ sagt ihm sein Verstand, „bemüh' dich um dein Glück!“ —
„Nein,“ sprach sein Herz, „kehr' in das Thal zurück;
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh' etwas aus und iß dich satt
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!“
Dies that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu gehn und schien sich stets zu matt.
Das erste Hindernis galt auch die andern Male;
Kurz, er vergaß sein Glück und kam nie in die Stadt.

* * *

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt
Und sehn darauf nach ihren Lüsten
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück;
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück.

35. Craft.

(Man erzählet eine ebenso großmütige Handlung von dem Herrn Saurin. S. Lettres sérieuses et badines, p. 616.)

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war als er und keinem Guts erwies,
Dorant beschloß bei seinem Sterben,
An seines Vetters Statt Craften zu erfreun,
Und setzte diesen Freund, der's würdig war, zum Erben
Von zwanzig tausend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überred'te,
Als ob Craft, der so rechtschaffne Mann,
Das Testament erschlichen hätte,
Fing einen Streit um dies Vermögen an
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit schrecklichen Beschuldigungen
Und mit Geschenken vor Gericht;
Allein so oft auch die das Recht erzwungen:
So siegten sie doch diesmal nicht.

Craft gewann. „Doch dich," spricht er, „zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte schenk' ich dir, um dich zu widerlegen.
Zwei tausend Thaler sollen mein,
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen sein;
Verdien' ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?"

---

36. Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Mut recht aus den Augen sahn,
Ging, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!)
Vor großem Feuer einmal an.

Craft. Vgl. Lettres sérieuses et badines sur les ouvrages des savants, Band IV, S. 616 (Haag 1730).

Ein träger Esel sah's und lachte:
„Wer,“ sprach er, „würd' es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh' den ganzen Tag und stoß' an keinen Stein.“
„Schweig,“ rief das Pferd, „du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.“

---

37. Kotill.

Kotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte;
Denn müßig gehn, wenn man's nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte:
Kotill ging also vor die Stadt
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er ging und schlug im Gehen oft ein Rad.
„O!“ schrie man, „seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen.
Ihr Kinder zischt den Narren aus!“
Allein Kotill ließ sich dies alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm so, er ging vors Thor hinaus.
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.

„Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!“
Fing endlich einer an zu fluchen.
„Ich möcht' es doch bald selbst versuchen!“
Er sagt' es kaum, als er's schon that.
„Nun,“ sprach er, „seh' ich wohl, wieviel man Vorteil hat.
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte.
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.“
Den Tag darauf kam schon der dritte
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;

Man fragte stark nach dem Erfinder
Und lobt' ihn endlich öffentlich.

* * *

Nimm alles vor, es sei so toll es will.
Heiß' anfangs närrisch, wie Kotill:
Dein Beifall ist drum nicht verloren.
Sei nur beherzt und spare keinen Fleiß!
Ein Thor find't allemal noch einen größern Thoren,
Der seinen Wert zu schätzen weiß.

---

38. Der beherzte Entschluß.

(S. Burkard Waldis, im vierten Buche, 288.)

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke seinen Wirt erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durchs Schwert davonzutragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende
Und wünschte, daß er noch beim König Gnade fände.
Besonders ging sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah'.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe
Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
„Ach Himmel! ist's nicht ewig schade?
Der schöne lange Mensch! Was für ein fein Gesicht
Und was für Augen hat er nicht!
Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
Die Straf' ist in der That zu groß.
Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
Ich bitt' ihn frei; ich will ihn nehmen."

Sie lief und schrie und bat ihn los,
Indem Johann schon niederkniete.

Der beherzte Entschluß. Vgl. Waldis, Buch IV, Nr. 67 „Von einem verurteilten Knecht".

„Johann," fing drauf der Richter an,
„Es findet sich ein redliches Gemüte,
Dies Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst: so schenk' ich dir das Leben."

Johann erschrak und sah die Jungfer an:
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
„Ja," sprach er, „Euer Dienst ist groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich seh' Euch's an; was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm' ich doch der Qual auf einmal los."

---

39. Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studierte,
Und, wie die Eltern ganz wohl sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.

Der Alte ward von Herzen froh
Und lobt' ihm den Homer, den Plato, Cicero
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heil'gen Lorbeerkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegenglänzen.
„O!" hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an:
„Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein —" „Nun gut," sprach der gelehrte Mann,
„Sind sie nach Seinem Sinn gewesen:
So muß Er sie noch zweimal lesen;
Doch sind sie Ihm nicht gut genug gewesen:
So sag' Er's ja den Klugen nicht;
Denn sonst erraten sie, woran es Ihm gebricht,
Und heißen Ihn die Zeitung lesen."

40. Das junge Mädchen.

(S. Zinkgräfs deutsche Apophthegmata, im 3. Teil, 314. S.)

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bei ihm zu Tische bleiben sollte.

Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Errät die Sache bald. „Was?“ fängt sie an zu schließen,
„Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich soll's nicht wissen;
Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?“
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bei dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.

„Mein Herr,“ fiel ihm der Vater ein,
„O! denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht frein,
Sie ist zu jung; sie ist erst vierzehn Jahre.“

Indem er dies noch sprach, trat Fickchen selbst herein
Und trug ein Essen auf. „Was?“ fing sie an zu schrein,
„Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt' erst vierzehn Jahre sein?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.“
Ließ sie der Vater denn nicht frein?
Das weiß ich nicht; doch nein, ich will's nur sagen:
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen sein;
Die zu beruhigen, will ich's aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich und ließ die Tochter frein.

Das junge Mädchen. Nur die beiden ersten Teile der „Deutschen Apophthegmata“ sind von Julius Wilhelm Zinkgräf zusammengetragen; der dritte Teil ist von Johann Leonhard Weidner hinzugefügt (Amsterdam 1653). — 24. „Vierzehen Jahr und vierzehen Tag“ (Apophthegmata)

41. Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht weil gleich ihr Informator schlief,
Gerieten beid' an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
„Ach Bruder!“ sprach der kleine Bube,
„Was meinst du, ist das Loch wohl tief?
Ich hätte Lust —“ „Was? Lust hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen sein.
Versuch' es nicht und spring' hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden
Und kindisch Schnee und Eis durchwaten.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein:
So hast du's da erst auszubaden.“
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?“
Und kurz und gut, er sprang hinein
Und ließ sich's wohl in seiner Grube sein;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen:
So sprang der Philosoph so gut wie er hinein.

* * *

Dies ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
Sie sind von besserm Ton als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.
Uns Armen ist die Thorheit süße;
Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern sehn
Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.

Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

---

42. Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Kandidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan:
So stund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studieret
Und Gottes Wort, wie sich's gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft zitieret,
Die Ketzer stattlich ausschändieret
Und stets so fein schematisieret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann! wie gesagt, erstatt' Er nur Bericht,
Wir mögen diesen Herrn nicht haben.“ —
„So sagt doch nur, warum denn nicht?“ —
„Er hört's ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
Wie der verstorbne Herr.“
Der Amtmann widerspricht;
Der Suprintend ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion sein und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publiziert:
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Kandidat das Priestertum vertraun,
Den Bauern gegenteils es hart verweisen sollte.

Der Suprintend fing an, die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
„Herr Doktor!“ fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
„Wozu soll diese Sanftmut dienen?
Ihr, Richter, Schöppen und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seid!
Euch Flegeln geb' ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagt's, wollt ihr oder nicht? denn itzt sind wir noch da.“

Die Bauern lächelten. „Ach ja, Herr Amtmann, ja!“

---

43. Der Freier.

Ein Freier bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
„Ich will dir zwei,“ versetzte jener, „sagen,
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.

Die erste hat, nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön und kann vortrefflich singen
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt,
Und in der Wirtschaft selbst giebt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Wert.
Allein bei aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.

Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben
Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehn;

Der Freier. Erich Schmidt (Anzeiger für deutsches Altertum, II, 59) verweist auf Gellerts Lustspiel „Die zärtlichen Schwestern“. Doch stimmt die Schilderung der beiden Mädchen in der Fabel nur ganz allgemein, aber keineswegs in allen Einzelheiten zu der Charakteristik im Lustspiel. — 14. sieht = sieht aus; vgl. Teil II, S. 202, Anm.

Doch bei Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sie's sieht, gefällt,
Besitzt sie, frei von Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du wohl, wenn dich die erste haben wollte?" —
„Ach," fing der Freier an, „wenn dies geschehen sollte:
So spräch' ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern wert zu sein."

---

44. Emil.

(Vaniere Opuscul. p. 213 (Cato ad amicum demirantem, quod nullam haberet Romae statuam)

Malo, mihi statuam cur non posuere, viator
Exquirat, quam si, cur posuere, roget.)

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bei seinen Büchern lebte
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt:
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm red'te
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Teil von seinen Gaben hätte?
„Ich," sprach Emil, „will lieber, daß man fragt,
Warum man mich doch ohn' ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt, warum man mir ein Amt gegeben?"

---

45. Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt' auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.

Emil. Vgl. Jacobi Vanierii e societate Jesu opuscula. Editio nova. Paris 1730. S. 215.

„Was heißt es denn," sprach drauf der Knabe,
„Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mir's ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab' ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu'."
Und hurtig hielt er sich die Augen beide zu
Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

---

46. Der Lügner.

(S. das 504. Stück des Zuschauers, im VII. Teile.)

Ihr Meister in der Kunst zu lügen,
Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen.
So viel ihr uns davon erzählt:
So wett' ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt.
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

*
* *

In London saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube
Und that auf seinen Leib dem einen ein Gebot*).
Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel holen sollte,
Eh' er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.

„Herr," schrie der andre Delinquent,
„Sagt, wie Ihr um den Kerl so lange handeln könnt?
Laßt seinen magern Leib den Raben.
Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr sollt mich haben.
Und wißt Ihr, was Ihr geben sollt?
Ich will es billig mit Euch machen;

*) Es ist in London der Gebrauch, daß die Ärzte den verurteilten Missethätern ihren Leib abkaufen.

Drei Gulden. Bin ich tot: so schneidet, wie Ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen."
Kaum hatt' er noch das Geld empfangen,
So rief der witz'ge Delinquent:
„Gelogen! Herr, seht zu, wie Ihr mich kriegen könnt!
Ich werd' in Ketten aufgehangen."

47. Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist in einer weißen Tracht
Vor einer Frau im Bette sehen
Und hieß sie freundlich mit sich gehen
Und ging mit ihr auf einen wüsten Platz.
„Frau," sprach der Geist, „hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab und wirf es auf den Platz,
Und morgen um die zwölfte Stunde
Komm her, dann findest du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde:
So wird der Schatz verschwunden sein."

Die Frau fand zur gesetzten Stunde
Die Nacht darauf sich mit dem Grabscheit ein.
Nun die muß recht beherzt gewesen sein!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt' ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund;
Und wenn's der Geist recht ehrlich mit mir meint:
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Die Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
„Frau," spricht sie bei sich selbst, „bei Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort."
Sie hält, was sie sich vorgenommen;
Sie schweigt und gräbt getrost. — Ha, ha, nun klingt es hohl,

Nun wird der rechte Fleck bald kommen:
Hier liegt der Schatz, das dacht' ich wohl.
O seht, ein großer Topf von lauter Golde voll!
O! wenn sie doch dasmal nicht red'te
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte?
Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
„Ach!" rief sie schnell, „ich muß mich schämen,
Sie zu bemühn —" Weg war der Schatz!

48. Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schönen,
Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dies ist der Ton, aus dem die Männer schmähn;
Doch Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln stehn!
Ich lass' es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?
Beständig tändeln, ewig lachen
Und stets nach den Verehrern sehn?
Dies wäre ja nicht auszustehn!

Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
Bespiegelte sich oft und musterte das Haar
Und besserte, wo nicht das Mindste fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmälte.
„Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehn?
Ich geb' es zu, Ihr seid sehr schön!
Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
Verrät ein gar zu eitles Wesen." —
„Herr Autor," sprach sie, „der Ihr seid,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen
Und gern im Spiegel sehn, ist beides Eitelkeit."

22. *Hebt mit mir auf*, mit einem aufheben (sc. die Rechnung) = ausgleichen, quitt sein.

49. Alcest.

Alcest, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er sich nicht zu dem Laster schickte
Noch sich vor reichen Thoren bückte,
Bei Fleiß und Kunst sich elend sah,
Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dies nicht nah',
Daß viele Kluge darben müssen,
Bloß weil sie mehr als andre wissen
Und zu Betrug und List zu blind,
Zu groß zu Prahlerei und Wind,
Nicht knechtisch g'nug zu Schmeichlern sind?

O Freund! bedaure doch Alcesten,
Ihn, den itzt schwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beschämt zum andern schlich
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der sich laut durch manchen Trostgrund lehrte
Und doch sein Herz viel lauter seufzen hörte:
Der herzhaft zu sich selber sprach:
„Gott lebt, Gott herrscht und hört dein Ach!
Er hört, so groß er ist, der jungen Raben Flehen;
Drum ist er nicht zu groß, auch dir mit beizustehen;"
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: „Wie wird dir's künftig gehen?"

Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn welch bekümmert Herz besiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der starken Gründe Kraft
Und flieht zurück in seine Leidenschaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alcest beschloß zu seinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht gesehn.
„Er," sprach er, „ist es wert," und fing schon an zu gehn,
„Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile
Und meinen Kummer mit ihm teile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht."

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht und hoffend seine Schmerzen
Nicht fühlt noch merkt, wie sehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten:
Aleest erschrickt. „Gott! was soll das bedeuten?"
Er tritt herein; und seht, man bahrt den Damon auf!

Er kehrte von dem toten Freunde
Nach einem letzten Kuß zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
„Was," sprach er, „will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm wert zu sein, der Tugend nachzustreben,
Dies sei mein Kummer auf der Welt!"

---

50. Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt' ich's meinen Lesern an)
Aus dem ich mich Rats zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

57. Ihm wert, Gellert verbindet öfters wert mit dem Dativ, so z. B. in einem (hier nicht mit abgedruckten) geistlichen Lied auf das neue Jahr 1759 (Klees Ausgabe II, 183).

Als ich einmal, so fängt mein Autor an
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß, so fiel mir jähling ein:
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele sein?
In den Gedanken schlief ich ein
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen:
„Du," sprach er, „wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?"
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, sobald er dies gethan,
Ein sanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich in heil'gem Glanze stehen.
„Fang an," sprach er, „die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreimal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist."

Ich ging, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz hart vor der Sakristei
Einmal und noch einmal vorbei,
Weil mir es schien, als wollte man mich küssen
Ich wartete noch eine gute Frist
Und ward einmal, allein ganz kalt geküßt.

Ich ging darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Not die Hand.

Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern voll von Ernst und tiefer Weisheit sehn.
Ich blieb ein feines Weilchen stehn:
Sie sahn mich an und machten eine Miene,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn;
Und ungeküßt mußt' ich von dannen gehn.

Ich stellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weiße Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.

Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohnest du?
Allein man wollt' es nicht, mich zu umarmen, wagen
Und ich ging ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem, daß ich noch durch die Halle schlich,
Sah mich in einem schlechten Kleide
Ein liebes Mädchen an, und seht! sie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude;
Und eh' ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt:
So fühlt' ich schon die sel'gen Triebe
Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
„Ein Mädchen," rief ich aus, „an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz?" Ich rief es und erwachte.

---

51. Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdrießen,
An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestäubt von seinen Büchern, an
Und eilte zu des Charons Kahn.
„Willkommen!" fing der Fährmann an,
Indem er sich aufs Ruder lehnte,
Und bei dem Wort „Willkommen!" herzlich gähnte.
„Wer seid Ihr denn, mein lieber Mann?" —
„Ein Polyhistor," sprach der Schatten,
„Für den die Schulen Ehrfurcht hatten." —

Indem er noch vor Charons Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpern red'te
Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demutsvollen Miene.
„Und wer seid Ihr, auch ein gelehrter Mann?" —
„Ich zweifle sehr," sprach er, „ob ich den Ruhm verdiene?

Ich habe nichts als mich studiert,
Nichts als mein Herz, das mich so oft verführt,
Des Tiefe sucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh' und andrer Ruh' zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht,
So hab' ich's doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen!"

Der Polyhistor hört's und lacht
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.
„Zurück!" rief Charon ziemlich hart,
„Ich muß zuerst den Klugen überfahren,
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten Eurer Art,
Die stolze Polyhistors waren,
Hab' ich mich schon bald lahm gefahren."

---

52. Die Nachtigall und der Kuckuck.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kuckuck lustig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut und machten ihm zu Ehren
Das schöne Kuckuck zehnmal nach.
„Hörst du?" sprach er zu Philomelen,
„Den Herren fall' ich recht ins Ohr.
Ich denk', es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor."

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kuckuck schrie sein Lied: sie gingen stolz vorbei.
Nun sang die Meisterin der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne
In einer sanften Melodei.

Sie fühlten die Gewalt der Lieder:
Damöt steht still, und Phyllis setzt sich nieder
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
„O!“ rief die Nachtigall, „da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beifall bringt.“

Drittes Buch.

1. Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
„Ich,“ sprach er, „und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ' Er sie treulich an;
Er sieht's, es sind zwei muntre Knaben,
Und freilich wird Er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich sein.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben:
Dies laß Er sie fein fleißig treiben,
Und präg' Er ihnen ja das Christentum wohl ein.
Ich kann's Ihm nicht so recht beschreiben;
Allein Er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dies macht bei aller Welt gelitten
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll' Er also meine Bitten!
Hier geb' ich Ihm zwei Stübchen ein,
Und was Er braucht, das soll zu Seinen Diensten sein.“

Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?

Der Informator. Satirisch schrieb Rabener am 21. März 1754 an Gellert, diese Fabel werde wohl konfisziert werden.

Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg' itzt verdient als Staatsmann seinen Orden;
Wohl mancher, der bei einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist!

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als ob's die Pflicht der Väter wär'.

Nun war ein Jahr vorbei. „Herr," sprach der gute Bauer,
Was soll für Seine Mühe sein?" —
„Ich fordre dreißig Thaler." — „Nein,
Nein," fiel der Alte hitzig ein,
„Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah' so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen Ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt' ein Gut verpfänden;
Auch das. Ist's denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daß sie's, reich und lasterhaft, verschwenden."

*
* *

Hat dies sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub' es auf mein Wort.

Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dies wär' für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreißig Gülden giebt.

---

2. Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren
Erschienen einst vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an:
„Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;
Du da in deinen schwarzen Haaren,
War dieses etwan dein Galan?
Ich möcht' es bald aus deinen Augen lesen.
Und du dort, lächelndes Gesicht,
Nicht wahr, ihr seid verliebt gewesen?
Gesteht mir's, eher fahr' ich nicht."

„Mein Herr, was will Er mit der Liebe?"
Fiel ihm Elmire hitzig ein.
„Kann man denn ohne diese Triebe
Kein schön und glücklich Mädchen sein?
Was? Ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
Ich kann es Ihm durch einen Eid versichern,
Daß ich bei meinem hohen Stand,
Dank sei's der Tugend und den Büchern!
Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch' ich mehr zu sagen,
Da ich die Liebe stets verschmäht?
Verschon' Er mich mit solchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr versteht.

„Ich,“ sprach sie, „will's aufrichtig sagen:
Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
Mein größter Wunsch, und ich sein Glück und sein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen
Und that, als wollte mich's verdrießen;
Doch in der That verdroß mich's nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich red'te;
Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mir's lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachlässig überschleichen
Und floh geschwind und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab' ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm geteilt.“

„Gut,“ fing der Fährmann an, „gleich wird sich's offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
Sobald ich meinen Kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wir's sehn!“
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren:
Allein Selinde ließ ihn stehn.

---

3. Hans Nord.

(Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen von London aus gemeldet worden.)

Ein Mann, der sich auf vielerlei verstund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künft'gen Tag die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen;
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech ich, Hans Nord, mit Kopf und Bein

Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen sein.

Nun ging das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
Das soll er mir wohl bleiben lassen.
Mit einem Wort, es geht nicht an;
Der dümmste Kopf muß das verstehen:
Allein acht Groschen wag' ich dran.
Komm', Bruder, komm', den Narren muß ich sehen!"
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Karossen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hans Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
„Gesetzt auch," wandte Lady ein,
„Gesetzt, dies könnte möglich sein:
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein,
Fahrt zu, Johann! itzt wird es neune schlagen."

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hans Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord oder eine halbe Stadt,
Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt
Vor seine Bühne drängen können?

* * *

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wohl ein Hans Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bei sich hat.

Er will die ganze Welt durch Goldtinktur kurieren;
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstrieren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studieren;
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunst zu konversieren;
Er lehrt dich, ohne Müh' sinnreich poetisieren;
Dich ohne Kosten Wirtschaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst und kaufst und liest —
Was denn? — daß du betrogen bist.

---

4. Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling stritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielt's für schön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte recht, es nicht für schön zu halten.
Er wies dem Alten Schritt für Schritt
Hier bald das Matte, dort das Leere
Und dachte nicht, daß der, mit dem er stritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.

„Wie," sprach der Alte ganz erhitzt,
„Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie sind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab' ich der Kunst schon nachgedacht.
Und kurz: was würden Sie wohl sagen,
Wenn ich die Verse selbst gemacht?"

„Ich," sprach er, „würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelassen sagen,
Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und stolz zu sein."

5. Alcest.

(S. Elite de bons mots, T. II. p. 47.)

Durch Unglück mehr als durch Versehn
Verlor Alceſt im Handel ſein Vermögen.
Er ſaß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erſchien, ihm beizuſtehn,
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in des Jünglings Jahren,
Wagt's, ſeine Freiheit zu erflehn.
Er wagt ſich zärtlich vor Valeren,
Der dem Alceſt das meiſte Geld geliehn,
Und bittet mit den treuſten Zähren,
Die ſchamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freiheit zu gewähren.

„Nein," ſpricht Valer, „mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Böſewicht
Um ſo viel tauſend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht:
So ſoll er nie die Freiheit wieder kriegen."

Beſtürmt von Scham, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft ſich der Sohn zu ſeinen Füßen.
„O! Gott, was hab' ich hören müſſen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich iſt er nur, allein kein Böſewicht;
Laßt mich an ſeiner Statt verſchließen:
Ich weiche nicht von Euren Füßen;
Als bis ich dieſen Wunſch erreicht!"

Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe
Und ward mit einem Mal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
„Ich," ſprach er, „habe dich durch meine Streng' entehrt;
Laß zur Verſöhnung dich umarmen,
Dein Herz iſt deiner Bitte wert.

Alceſt. Vgl. S. 156.

Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen sein;
Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befrein?"
Der Jüngling weint.
„Hör' an, ich habe viel Vermögen
Und eine Tochter nur, die lieb' ich ungemein,
Ihr Herz ist deiner wert; willst du mein Eidam sein?
So habe sie und meinen ganzen Segen."

Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar
Und o! wie glücklich ward dies Paar!
Itzt aber gingen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befrein.
Erst tritt der Sohn und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie — doch diese Scene
Will nur gefühlt und nicht beschrieben sein.

6. Der gehoffte Ruhm.

(S. die Rede des Cicero für den Plancius.)

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, ging Tullius entzücket
Itzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket;
Er ging zurück nach Rom und teilte zum voraus
Im Namen Roms sich die Belohnung aus.
Wer ist wohl itzt des Volks Verlangen?
„Wen" dacht er, „nennt man itzt als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Teurung abgewehrt!
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt!" —

Der gehoffte Ruhm. Vgl. Cic. pro Planc. cap. 26 f

In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bei Puteoli der Quästor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.

Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn
Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
„Ist das nicht Cicero?“ rief einer unter ihnen,
„Ja, ja, er ist's; o das ist schön!
Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
Wie steht's in Rom? Wenn reisten Sie von da?“ —
„Wie!“ rief er ganz erzürnt, „wie könnt' ich daher kommen!
Ich komm' aus der Provinz —“ „Vielleicht aus Afrika?“
Versetzt ein andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm' ich als Quästor wieder.“
„Ja,“ fuhr nunmehr ein dritter fort,
„Er kömmt daher. Verlaßt euch auf mein Wort!“
Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

* * *

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
Von dir itzt alle reden müssen,
Und dich im Herzen stolz erhebst;
Von Tausenden, die dich nach deiner Meinung kennen
Und dich und deine Thaten nennen,
Weiß oft kaum einer, daß du lebst.

---

7. Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu' dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern hoffen kann.

Ihn zu besingen, wähl' ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeschätzt
Leb' Amyant und habe keinen,
Den man ihm an die Seite setzt!

Spricht einst in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht:
So denk' er sein, und ganzen Scharen
Lock' er die Thränen ins Gesicht.

Zu ihm, dem treusten Freund auf Erden,
Kam einst Philint, sein ander Ich.
„Freund,“ sprach er, „hilf mir glücklich werden,
Ich weiß ein liebes Weib für mich.

„Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand und Reiz und Glück.
Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt und spricht in jedem Blick.

„Ach Amyant! du kannst mir dienen,
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis' und halt' um Wilhelminen
Für mich bei ihren Eltern an.

„Ich weiß, daß dich Geschäfte halten;
Doch —“ „Schweig'!“ fiel Amyant ihm ein.
„Geschäfte kann ich stets verwalten;
Allein nicht stets dir nützlich sein.

„Ich reise gleich, um dir zu dienen.“
Er that's, eh' noch der Tag verstrich.
Er reiste, sahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne selbst für sich.

8. Der großmütige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber nah' um London an.
„Ach!“ sprach der arme Wandersmann,
„Ich bitt' Euch, laßt mir nur das Leben.
Ich hab' Euch ja kein Leids gethan
Und wollt Euch gern, was Ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab' ich nichts bei mir.
Ich geh' itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;

Und morgen bin ich wieder hier
Und teile sie mit Euch; so wahr Gott über mir!"

„Gut," fing er an, „du hast geschworen:
Ich glaube dir's. Geh' fort! Ich wünsche dir viel Glück."
Im kurzen kam der Wandersmann zurück.
„Ach!" sprach er mit erfreutem Blick,
„Seht, was ich Ärmster fand! Ihr habt's doch wohl verloren,
Zehn Pfund, und mehr noch — welch ein Glück!
Und diese bring' ich Euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen."

„Nein," hub der Räuber an, „ich habe nichts verloren.
Behaltet Euer Geld, weil Ihr so ehrlich seid."

* * *

So fühlt oft selbst ein Schelm den Wert der Redlichkeit.

---

9. Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dir's denn nicht bekannt?
Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
Bedenke die verfluchte List,
Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
Man will dir deine Frau entführen.
In dieser Nacht noch soll's geschehn.
Unglücklicher! was willst du machen?
Laß doch geschwind das Haus bewachen.
Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
Und ich will augenblicklich gehn,
Den Garten und den Hof verschließen."

„Nein," schrie Dorant, „willst du mich glücklich wissen:
So laß die Thüren offen stehn!"

* * *

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
Ist's möglich, seid ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich schuld? —

Ja, nach der Männer ihren Klagen
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Qual der Ehen schuld;
Doch wenn bald nach den Hochzeittagen
Die Männer uns gebietrisch plagen,
Die uns vergöttern, wenn sie frein,
Wie können wir da lange zärtlich sein? —
Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

10. Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
Wollt itzt ein beßer Schicksal haben
Und rief das Glück um Beistand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an
Und gab für wenig Geld den Reichtum aus den Händen,
Fuhr fort und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

„O Thor!“ rief ihm die Gottheit zu,
„Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?“

*
* *

Du wünschest dir mit Angst ein Glück
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag' nicht, es kömmt gewiß ein günst'ger Augenblick:
Allein bitt' um Verstand, dich seiner zu bedienen;
Denn dieses ist das größte Glück.

11. Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten

Mit rednerischem O! und Ach!
Von den geringsten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten
Und, was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach;
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte;
Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
„Der Herr," zischt er dem Nachbar in die Ohren,
„Hat wohl das Reden gar verschworen;
Ich wett', er ist ein Narr und weiß nicht, was er will." —
„Das dächt' ich nicht," zischt er ihm wieder in die Ohren,
„Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still."

---

12. Der ungeratne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bei Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kitzel zu vertreiben,
Zwei Jahre nach Amerika;
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was half's? Johann kam wieder,
Und wer war ärger als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beschlossen endlich Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelassne Sohn ward also ein Soldat,
Und dies war auch der beste Rat;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,

Der trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war als der, den er vernünftig schlug.

Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt Euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm."
Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geschwind,
Und eh' vier Wochen noch vergingen,
War sein Johann fromm wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt' ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

13. Die beiden Schwarzen.

(S. den Spectator, Vol. III. n. 215.)

Zween Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverei,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beide jung, und bei dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war beider Gegenstand.
Als Sklavin lebte sie bei einem Herrn mit ihnen;
Und jeder wünscht' allein ihr Herz sich zu verdienen
Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.

„Ich lieb' euch," sprach sie oft, „und einer sei mein Mann;
Allein ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur Einen lieben."
Ein trauriger Vergleich, für beide stets zu schwer!
Denn jeder liebte sich bei diesem Glück zu sehr,

34. Bau, Festungsbau als Strafarbeit verurteilter Verbrecher. — Die beiden Schwarzen 2. Dem stolzen Spanier, nach der Erzählung im „Spectator" gehörten die beiden Sklaven einem englischen Herrn auf der St. Christophs-Insel in Westindien um das Jahr 1699.

Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,
Und die er schon gehofft, dem andern lassen sollte:
Dies kann er nicht. Allein bei aller Zärtlichkeit
Besaß ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, so lang ihn nicht sein Freund selbst überred'te,
Er ihn gekränkt und sie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des andern Hindernis,
Und still ertrugen sie die Qual feindsel'ger Triebe,
Die Qual der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinend machten, an;
Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu vergießen,
Die sich im Unglück sehn und keine Rettung wissen.

Nach oft gefühlter Pein und unentschiednem Streit
Der freundschaftlichen Treu' und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,
Wird ihre Liebe Wut. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichsten Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckensvolle Scene.
Er kam. Hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

* * *

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Bloß weil er ungebildet blieb.

14. Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?

Der fromme General. Satirisch schrieb Rabener am 24. März 1754 an Gellert, er zweifle, daß man dieses Gedicht in die Berliner Zeitung einrücken möchte.

Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund nach kühner Spötter Weise
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.

„Prinz," sprach der General, „Sie kränken meinen Glauben
Und wollen mir, mir altem Mann
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab' ich Ihnen denn gethan?" —
„Nichts," rief der Fürst, „Ihr seid ein tapfrer Mann,
Ihr seid mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben:
Nur den verlaßt!" — „Nein, den verlass' ich nicht." —
„Auch da nicht, wenn ich's Euch befehle?" —
„Nein, dies ist wider Ihre Pflicht.
Gott ist nur Herr von meiner Seele,
Und alle Fürsten sind es nicht." —
„Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?" —
„Dies sind Sie," sprach der Greis; „ich hab' es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und itzt wag' ich's zu Gottes Ehre." —

„Thor!" rief der Prinz, „wie, wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, belehre?" —
„So hätt' ich Lust, ein Bösewicht zu sein,
Und würde, wär' kein Gott, auch keinen König scheun;
Und meiner würden in dem Heere
Gewiß noch viele tausend sein.
Dies, Prinz, dies fließt aus Ihrer Lehre!"

15. Rhynsolt und Lucia.

(S. den Spectator, Vol. VII. n. 491)

Umsonst wandt' Rhynsolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.

Rhynsolt und Lucia. Nach der Erzählung im „Spectator" hieß die von Claudius Rhynsolt, dem Statthalter Karls des Kühnen in Seeland, verfolgte Gattin des Kaufmanns Paul Danvelt Saphira.

Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein sie wich des Fürsten Liebling aus
Und ließ ihn die Verachtung spüren,
Die der, wär's auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.

Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt' es der Brunst, die Rhynsolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Eh'mann ein
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein, was ist denn sein Verbrechen?
Ist's mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu sein,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sei,
Er überführet ihn der Landsverräterei
Durch Briefe, die er nie geschrieben.
Und morgen eilt sein Todestag herbei.

Sein Weib wirft sich zu Rhynsolts Füßen
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge selbst, aus dem itzt Thränen schießen,
Das Ach, das ihn mitleidig machen soll;
Ein Blick, beseelt von Wehmut und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie sah er Lucien so schön.
Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. —
Verschämte Muse, sag's nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe sprach!

Um sie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen
Und läßt sie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,

33. erhaben = hochgestellt.

Lieb' und Verzweiflung spricht aus beiden.
„O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht befrein?
Man eilt, dich schrecklich hinzurichten.
Vergess' ich nicht noch heute meiner Pflichten:
So wirst du morgen nicht mehr sein.
Willst du die Schande mir verzeihn:
Nun so gebeut!" — Sie zittert, mehr zu sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt und weint in ihre Klagen:
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
„Soll ich den Tod, den peinlichsten, erdulden?
Ach! liebstes Weib, ich bin zu schwach!
Befreist du mich durch deine Schmach:
So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
Und doch — O Gott! was soll ich nun erdulden?"

Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen sah,
Ergiebt sich thränend dem Barbaren.
Er stillt die Brunst und bittet ungescheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
„Itzt aber," fängt er lächelnd an,
„Itzt kannst du deinen lieben Mann
Nach deinem Wunsch aus seinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig schaden kann:
So hab' ich das zugleich gethan,
Was Lieb' und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht."

Sie flieht mit Scham und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie steht erstarrt; kein Ach erschallt,
Man sieht auch keine Thräne rinnen.
Des Schmerzens tödliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.

Sie sucht den Hof, wo Karl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
„Wenn dich," ruft sie, „die Schmach der Tugend rührt:
So laß, o Karl, dich itzt mein Flehn erweichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu sein.
Du kannst nichts thun als mich Elende rächen.
Denn Rhynsolt — Strafe sein Verbrechen;
Ich schäme mich, es auszusprechen.
Lies diese Schrift und fühle meine Pein!"

Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!
Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht.

Doch ist's genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angesetzt; der Liebling muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
„Kennst du dies Weib?" spricht Karl. Ein plötzliches Erschrecken
Verrät den Bösewicht; er räumt das Laster ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet sein.
Der Fürst läßt gleich den Bischof kommen
Und wohnt der Trauung selber bei.
„Du," spricht er, „hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dies beweist nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib' ihr alle dein Vermögen."
Er thut's. „Sieh, Lucia," fing drauf der Herzog an,
„Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
Räch' ich nunmehr auch deinen Mann."
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

16. Der Schäfer und die Sirene*).

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Fröhlichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bei dem Spiel:
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr:
So fühlt sein Herz Lieb' und Gefahr.
Er steht und will nicht stehen bleiben,
Erstaunt, blickt auf die Sängerin,
Will abwärts mit der Herde treiben
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Herden!
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Gebärden
Der Schönen seine Zärtlichkeit;

*) Ich habe mich über diese und die folgenden Fabeln und Erzählungen in der Vorrede, die ich ehedem der Sammlung meiner vermischten Schriften vorgesetzt, also erkläret: „Ich erfülle hiermit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich, (in dem 12³. Stücke des Hamburgischen Korrespondenten, vom Jahre 1756) obgleich gezwungen, gethan habe, und liefere meinen Lesern den größten Teil der Fabeln und Erzählungen aus den Belustigungen, verbessert und an vielen Orten geändert. Vielleicht ist diese Arbeit eine der undankbarsten, die ich jemals unternommen habe; so wie sie mir eine der unangenehmsten gewesen ist. Gesetzt, es wäre mir geglückt, diese meine ersten Versuche von den meisten Fehlern zu reinigen: so ist doch die Abwesenheit der Fehler in den Werken des Geschmacks mehr eine Notwendigkeit als Verdienst. Man kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber die Hauptschönheit, die in der ganzen Anlage, in der ungezwungenen Einrichtung, in der Farbe der Schreibart selbst besteht; wie kann diese einem Werke erteilet werden, wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeugt wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, daß man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Miene noch nicht einnehmend."

Der Schäfer und die Sirene. Die Quelle dieser Fabel ist De la Motte. Fables nouvelles (Paris 1719), Buch II, Nr. 17 „L'homme et la Sirène". Die ältere Fassung derselben (in den „Belustigungen" vom Juli 1741) benutzte übrigens Gellert, um daran die Mängel seiner früheren Poesie nachzuweisen.

Verspricht ihr alle seine Herden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nötigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
„Ich," singt sie, „bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
So geh' und bitte den Neptun."
Er bat. „Nein," sprach der Gott der Meere,
„Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr' ich dir dein Unglück nur."
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die treffliche Gestalt,
Die mich entzückt, in seinen Schoß begraben?" —
„Nein," rief der Gott, „du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt."

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!
Er reicht ihr seine Hand. „Komm', göttliche Sirene!" —
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

---

17. Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.

Die Bienen. Zuerst in den „Belustigungen" vom Juni 1743.

„O!“ rief die stachlichte Partei,
„Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sei?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Rost von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?“

„So?“ fielen hier die andern ein,
„Wo wird denn euer Honig sein,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies schadet unserm Werte nicht.
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.“
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
„Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt,“ sprach er, „den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dies sind allein die bessern Bienen.“

---

9. Höschen, die Blumenstaubkügelchen an den Hinterbeinen der Bienen, das Bienenbrot. — 11. Rost, vgl. S. 82. — 29. Weiser = Weisel, Führer, besonders vom Bienenkönig oder von der Bienenkönigin gebraucht.

18. Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers wert gemacht,
Floh einstens nach verlorner Schlacht
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an
Und ward von diesem frommen Mann
Nebst seinem Reitknecht aufgenommen;
Doch beider Tod war nah'.

„Ach!" fing der Reitknecht an,
„Werd' ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn sein Vieh getreu in acht genommen.
Ich armer und unwürd'ger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann."

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an
„Warum habt Ihr denn alles dies gethan?" —
„Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu sein." —
„O!" fiel der Eremit ihm ein,
„Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt' Euch, laßt's Euch nicht verdrießen,
Ich sag' es Euch auf mein Gewissen,
Der Reitknecht als ein schlechter Mann
Hat wirklich mehr als Ihr gethan."

---

19. Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ der Kunst und seinem Wirt zu Ehren
Sich der Kanarievogel hören

Die Lerche und die Nachtigall. Zuerst in den „Belustigungen" vom März 1742 unter der Aufschrift „Der Kanarievogel und die Lerche".

Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verriet.
„O," sprach sie, „wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!"
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge
Und quälte sich, den angebornen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug nach vieler Müh' zuletzt das Glück davon,
Kanarisch fehlerhaft zu singen.

„O!" sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
„Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich fein gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen."

* * *

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Kleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie teuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Kleanthen zu erreichen
Und äfft ihn nach und muß ihm weichen,
Er schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

---

20. Der Knabe und die Mücken.

„Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe,"
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft', indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Phylax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt' er ihn.

Der Knabe und die Mücken. Zuerst in den „Belustigungen" vom August 1743.

„Gut," sprach er, „stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst beteuern,
Ihr findet hier heut euer Grab."
Erbittert bricht er Ruten ab
Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
Allein sie fanden nicht ihr Grab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen rot,
Eilt Fritz dem Vater zu und klagt ihm seine Not.
„O sehn Sie nur, das nenn' ich stechen!
Ich hab's bald so, bald so versucht.
Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht." —
„Fritz," hub der Vater an, „du hast's nicht recht versucht.
Geh' ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.
Ein kleiner Feind, dies lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet sein.
Und trittst du einst, gleich mir, ins große Leben ein
Und wirst um dich viel kleine Feind' erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken.
Verfolge deinen Weg getrost und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken."

---

21. Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Not entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
„Mich dauert," sprach er, „dein Gefieder.
O! sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?"

„Mich," sprach sie, „lockte jene Flur.
Und ich, zu lüstern von Natur,

Die Wachtel und der Hänfling. Zuerst in den „Belustigungen" vom August 1741 unter der Aufschrift „Die bestrafte Unempfindlichkeit".

Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört' ich den Ton der Lieb' und Freude.
Ich lief! kaum naht' ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon."

„Das Netz," sprach dieser, „nicht zu sehn!
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär',
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!"

Er fliegt und ruft noch: „Merk' es dir!"
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelrute kleben.
„Sprich," rief sie, „wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?"

„Die Freundin," sprach er, „ging mir nah',
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu sehn, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!"

„Die Rute," sprach sie, „nicht zu sehn!
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dich's nicht verdrießt,
Wie nah' der Fall dem Sichern ist!"

22. Der Hochzeittag.

(S. den Tatler, im zweiten Bande, Nr 82.)

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen
Welch ein vergnügter Augenblick

Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an und wählen.

„Ihr Kinder,“ fuhr der Vater fort,
„Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb' erweisen:
So fahrt (ich bin zu schwach, sonst würd' ich mit euch reisen)
Aufs Dorf und laßt euch an dem Ort
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Eh'weib gab, ganz still zusammen geben.“

Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.

Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb' und Lenz, in sein Gemach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreit,
Steht er mit ihr allein, und, trunken vor Vergnügen,
Ergreift er eins. „Nun,“ fängt er scherzhaft an,
„Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
Wieviel habt Ihr mir deren angethan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst an Euer Fenster kam?
Da Ihr mich Ärmsten — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestricken,
Mit Euern zauberischen Blicken,
Mit Euerm Haar, so festlich schön es ist!“ —
„Schieß' her,“ spricht sie mit lächelnden Gebärden,
Schieß' her, wenn du so grausam bist!“
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt tot zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch sein,
Ruft er den Diener laut herein

Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?“ —
„Ich that's, weil mir's zur Reise nötig schien.“ —
„Ich habe dir's doch nicht befohlen?“ —
„Nein, Herr!“ Und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: „Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Mensch empfunden,
Jtzt der Unseligste der Welt.
O! dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind! —
Getötet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind.
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was sollt' ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
Wenn's möglich ist, o! so verfluch' nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann —“

Man traf ihn neben ihr durch's Schwert getötet an.

---

23. Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sich's auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sah's mit scheelem Blicke
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge sein.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
O welcher Vorrat! Ja, gewiß,

42. Diese Frage und die verneinende Antwort des Dieners fehlt im „Tatler“. — Die Elster und der Sperling. Zuerst in den „Belustigungen“ vom Juli 1742.

So reif, Herr Sperling, und so süß
(Denn Sie verstehn sich auf die Trauben)
War, was nun auch der Winzer spricht,
Der Wein seit vielen Jahren nicht."
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
„O!" sprach der Sperling, „welch' Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerin!
Willst du der Frucht in Ruh' genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig' und komm', den Berg noch einmal durchzustreifen."

Sie thut's und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spatz, ich kann es nicht begreifen,
Warum mir's itzt nicht schmecken will;
Die Trauben sind ja reif. Doch still!
Der Winzer läßt sich wieder hören.
Drum weißt du, was ich machen will?
Ich nehme von den blauen Beeren
Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
Komm' mit mir unter jenen Baum."
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: „O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide."
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

* * *

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern' ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt und süßer schmeckt!

24. Der Geheimnisvolle.

Mit sehr geheimnisvollen Mienen
Tritt Strephon in Krispinens Haus,
Studiert beim Eintritt bald Krispinen
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
O reden Sie! Wir sind allein.
Was giebt's?“ Umsonst sind alle Fragen:
Er wiederholt sein mystisch Nein.

O lern' doch, unvorsicht'ge Jugend!
Die laut von allen Sachen schreit,
Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Krispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt:
So zischelt er ihm in die Ohren:
„Der König fuhr itzt auf die Jagd.“

---

25. Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden
Frei im Gemach ihr Lied oft sang
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang;
Saß itzt dem Spiegel gegenüber
Und sang und sah ihr eignes Bild

Der Geheimnisvolle. Zu dieser Fabel wurde Gellert vielleicht durch dieselben Worte Celimenes in Molieres „Misanthrope“ II, 1 angeregt, die Elias Schlegel gewissermaßen zum Motto seines Lustspiels „Der Geheimnisvolle“ machte. — Die Lerche. Zuerst in den „Belustigungen“ vom Dezember 1741.

Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über;
Und bildete zu ihrer Pein
An ihrem eignen Wiederschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müh',
Stets sang der Wiederhall wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du!
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

---

26. Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht,
„O Velten, nimm dich ja in acht,"
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
„Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn!"

„Schon gut!" rief Velten, „eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studierte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst."

Die beiden Wandrer. Zuerst in den „Belustigungen" vom April 1742 unter der Aufschrift „Zween Wandrer". — 13. Gellert und noch einige ältere Schriftsteller gebrauchen Dunst meistens weiblich.

„Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft' ich's nur bei Nachtzeit wagen!
Ich wollte dir's wohl anders sagen.
Ist's wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah' an dreißig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

„Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Steffens Zeit geschehn,
Bei Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid' und Kälber ausgespieen.
Das, was der Drach' im Großen heißt,
Nenn' ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da sie nur bei Nacht erscheinen,
So sind sie wohl kein guter Geist."

„Nein, Kunz, nein! sag' ich! Nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Tier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch' im Edelhof besessen,
Dies sind Gespenster, glaube mir!

Ein Irrwisch muß was anders sein."
K. „Wie, Velten, nennst du diesen Schein?"
V. „Ich nenn' ihn Irrwisch." K. „Ist's erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißt's, kein Irrwisch nicht;
So spricht man ja mein Lebetage."
V. „So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
Daß alle Welt ein Irrwisch spricht."

K. „Schweig, Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab' es auf der Wanderschaft

27. Kleindorf, Name mehrerer Ortschaften in Böhmen, Kärnthen und andern österreichischen Kronländern. — 38. Gehofen, Flecken in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, bei Sangerhausen.

Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
Von Meistern Irrlicht nennen hören."
So stritten sie noch lange Zeit
Itzt um die Sach', itzt um den Namen,
Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
Und schimpfend schlossen sie den Streit.

* * *

So streiten unstudierte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die streiten dialektisch schön
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

---

27. Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb' und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sei, des Menschen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag' erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb' erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt.
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergetzt,
Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt erteilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein.
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu sein;

Das Glück und die Liebe. Zuerst in den „Belustigungen" vom April 1744.

Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge
Und der Klienten Lobgesänge.
Bald fiel ein reiches Erb' an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dies verliehn:
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kux, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.

„Wer zweifelt," sprach das Glück, „daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?"

„Vielleicht," versetzt darauf die Liebe,
„Rühr' ich sein Herz durch stärkre Triebe;
Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtig's Glück!"
Er sah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
Doch mehr als ihr beredt Gesicht
Das Herz, das aus Serinen spricht.
Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Palast, schon Freund und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergetzen.
„Wie glücklich, wär' ihr Herz erst mein,
Wie glücklich würd' ich dann nicht sein!
O Liebe! lehre mich, dies Herz mir zu verdienen,
Und sprich: wodurch besieg' ich einst Serinen?" —

26. Kux, Besitzanteil an einem Bergwerk.

„Sei," spricht sie, „kein Verschwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör."
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
„Such' deine Lust in stillern Freuden;
Sei gütig, liebreich und bescheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu sehr."
Schon suchte Semnon stillre Freuden;
Schon ward er liebreich und bescheiden;
Serine floh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihm schon Gehör
Und ward die Seele seiner Freuden.

„Die Liebe," sprach das Glück, „scheint Semnon vorzuziehn;
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geschenkt, so viel sei ihm entrissen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armut Qual versüßen?"
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verschwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichtum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
Nichts als sein treues Weib, im widrigsten Geschick
Sein Beistand und auf stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben;
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb' entsagen wollte.
„Nein," rief er, „wenn ich auch ein Krösus werden sollte,
Ging ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser sein,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm'! Mein Herz bleibt dein;
Viel besser, ohne Glück als ohne Liebe sein."
„Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
Viel besser, ohne Glück als ohne Liebe sein."

28. Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
„In Wahrheit," sprach er, „ich bin schön!
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm'," rief er, „kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn."
Er kam. Der Aff' erschrak, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppichten Perücke.
Der Junker lacht. „Pfui," hub der Aff' erbittert an,
„Pfui, Spiegel, wie du lügst! Was hab' ich dir gethan?"
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
„Das dacht' ich," rief er sehr erfreut,
„Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!"

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt' es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral
(Er war gelehrt) sie zu beseelen.
„Nun," sprach er, „setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit
Und schmeichelt sich, sie sei nicht helle."

Der Affe. Zuerst in den „Belustigungen" vom September 1741 unter der Aufschrift „Das Kind und der Affe".

29. Die Witwe.

Ein Märchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb wie sich und wohl noch lieber hatte —
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhnisch; doch er lache!
Durch eine Spötterei hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu sein.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affekt sie sonst auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber tot in ihren Armen hielt
Und ihn aus ihrem Arm auch tot nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänft'gen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Man mußte mit Gewalt sie von dem Toten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that; und ein entsetzlich Ach
War alles, was sie trostlos sprach.
Dies trieb sie länger noch als vierundzwanzig Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz; und teils auf ihr Begehren,
Teils als ein Freund den Seligen zu ehren
Und seinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan stund in Lebensgröße da.

Die Witwe. Nur eine harmlosere Version der bekannten Erzählung des Petronius von der Matrone von Ephesos, die Gellert aus Kirchhofs „Wendunmut" schöpfte (I. Buch, I. Teil, Nr. 348 „Von einem hölzern Johannes").

Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und schrie, sobald's den Stephan sah:
„Ach Himmel, ach! das ist er. Ja!
Seht nur die lächelnden Gebärden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, Ähnlichers kann nichts gefunden werden;
So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund."

Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Witwe Trost verlieh,
Ins zweite Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein
Und suchte Ruh' in Schmerz und Pein
Und hielt's für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig wert zu sein,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute war's nach so viel bangen Wochen
Das erste Mal, daß sie aus ihrem Fenster sah;
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
Ein schöner Herr, fast wie der sel'ge Mann;
Er hat etwas bei Ihnen auszurichten,
Das er mir nicht vertrauen kann." —
„Du kannst," sprach sie, „nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.
Und kurz, du darfst ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wär's —"

„Dies geht nicht an, Madam,
Er hat Sie schon, indem er angekommen,
An Ihrem Fenster wahrgenommen.

Sie müssen mit herunter kommen;
Der fremde Herr ruht eher nicht.
Er hat was Wichtigs anzubringen.
Ich dächte doch, Madam, Sie gingen!"

Die junge Witwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es sein? Ein Freier?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht?
Sie horcht schon an der Thür; allein sie kann nichts hören
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Sollt' er denn gar ihr Gast zu sein begehren?

Dorinde kömmt und zwar allein.
Sie wird sich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
„Magd," fängt sie an, „sprich, was wir machen sollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend sein.
Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden." —
„Ja, ja, Madam, ich bin's zufrieden."
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
„Madam, ach lassen Sie sich's klagen!
Es ist kein hartes Fischholz da;
Soll ich das Bild herunter tragen,
Es ist hart Holz, und es zerschlagen?" —
„Das Bild? Nein, nein — doch — thu's nur. Ja. —
Was brauchst du mich denn erst zu fragen?" —
„Allein das Bild ist schwer, ich kann's allein nicht tragen:
Zum Fenster ging es wohl heraus." —
„Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich so nicht länger klagen."

Das Fenster öffnet sich; und Stephan fliegt heraus.

30. Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammen zog,
Sah einst mit Neid und Unverstande
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
„O Muschel, wie beglückt bist du!
O! daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschließen.

Der junge Krebs und die Seemuschel. Wir besitzen von dieser Fabel zwei ältere Fassungen. Die erste, in den „Belustigungen" vom November 1741 lautet:

Die Seemuschel und der Krebs.

Da, wo der weite Belt den Deutschen nah' gekommen,
Ward einst ein junger Krebs mit Unmut eingenommen.
Die Muschel, die ihr Haus itzt von einander zog,
Dann wieder so genau als erst zusammenbog,
Schien ihm weit glücklicher als er in Kot und Höhlen.
„Ich," rief er dieser zu, „muß mich im Schlamme quälen;
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Bald schreckt mich Sturm und Netz. Du hast dein eignes Haus;
Du kannst es, wenn du willst, itzt öffnen, nachmals schließen;
O, daß wir Krebse nur so ärmlich wohnen müssen!
O Muschel, gönnst du mir, mir Ärmsten, noch ein Glück,
So lasse meinen Leib nur einen Augenblick
In deiner Wohnung ruhn und mich bei meinem Grämen
Auch einen kleinen Teil an deiner Ruhe nehmen!" —
„O," fing die Muschel an, „gefällt dir meine Ruh',
Schein' ich dir glücklicher und sichrer noch als du,
So wisse nur, mein Freund, ich diene mit Vergnügen.
Du kannst dich in mein Haus, so oft du denkst, verfügen.
Ich mache Platz und Raum; genieße meiner Ruh'!"
Der Krebs kreucht in das Haus, sie schließt es feste zu;
Der Krebs erstickt sogleich, und mitten im Ersticken
Muß er zu gleicher Zeit die Freundin mit erdrücken.

Oft macht ein dummer Dienst ein doppelt Unglück voll,
Stürzt den, der ihn erzeigt, den, dem er nützen soll.

Eine spätere Umarbeitung dieser ältesten Form ist (mit noch einigen gleichfalls von Gellert umgeschmolzenen Fabeln) in Ludwig Neuffers „Taschenbuch von der Donau auf das Jahr 1824" (Ulm), S. 61 f. mitgeteilt:

Die Muschel und der Krebs.

Einst sah ein junger Krebs aus seiner Höhl' am Strande
Der muntern Muschel zu, die auf dem Ufersande
Des nahen Stroms ihr Haus jetzt auseinander bog,
Jetzt als ein leichtes Spiel geschwind zusammenzog.

„Beglückte," rief er aus, „ich muß in Schlamm und Höhlen
Mich Tag für Tag in Angst und ohne Ruhe quälen;
Bald stößt ein Nachbar mich von meinem Lager aus,
Bald schreckt mich Menschenhand. Du hast ein eignes Haus;

Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen." —
„Ich," sprach sie, „sollte mich zwar schämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That sieht's itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh',
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen:
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz." Er kömmt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
„Mach' auf," schreit er, „denn ich ersticke."
„Bald," spricht sie, „will ich dich befrein;
Sieh' erst der Mißgunst Thorheit ein
Und lerne hier mit deinem Glücke,
Wenn dir's gefällt, zufrieden sein."

---

31. Das Kind mit der Schere.

„Kind," hub die Mutter an, „eins mußt du mir versprechen:
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beiden an." —
„Allein die Schere, sollt' ich glauben,
Die könnten Sie mir wohl erlauben?"
„Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh' niemals als dein Spielwerk an."

Du kannst es, wie du willst, jetzt öffnen, jetzt verschließen.
O, daß wir Krebse doch so elend leben müssen!
Vergönntest du mir doch nur eine kurze Zeit
Den Aufenthalt bei dir, das Glück der Sicherheit!
Ach, wolltest du mich nur in deine Wohnung nehmen,
So würd' ich doch einmal vergessen, mich zu grämen."

„Freund," sprach die Muschel drauf, „gefällt dir meine Ruh'
Und bin ich, wie du sagst, weit glücklicher als du,
So gräme dich nicht mehr, ich diene mit Vergnügen.
Versuch' es, kannst du dich an meine Seite schmiegen,
So mach' ich gern dir Platz." Der Krebs gehorcht im Nu
Und kriecht als Gast ins Haus. Die Muschel schließt es zu;
Doch ach, der Krebs erstickt, und mitten im Ersticken
Muß sterbend er zugleich die Freundin auch erdrücken.

Ein Dienst im Unverstand bringt doppelt Unheil oft,
Dem, der den Dienst vollbringt, und dem, der Vorteil hofft.

Das Kind mit der Schere. Zuerst in den „Belustigungen" vom Dezember 1743.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Schere.
„Ja," spricht es zu sich selbst, „wenn es die Gabel wäre,
Die hab' ich lange nicht so lieb,
So ließ' ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scher' ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dies nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab' ich ja Verstand,
Und also werd' ich's immer wagen,
Sobald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär' es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
O schöne Schere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd' ich doch —" Schon griff es nach der Schere.
„Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freilich schnitte mich die Schere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt."
So sprach's und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
„Ach," hub das Kind fußfällig an,
„Es kränkt mich sehr, daß ich's gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Schere,
Damit ich sie nicht mehr begehre
Und ohne Zwang gehorchen kann."

*
* *

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
Wir unterlassen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.

Was heißt in vieler tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nötig hat.

---

32. Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

„Vielleicht," hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
„Vielleicht, ich sag' es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend bloß darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht ist, ohne daß wir's denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sich's sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest."
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,

Die Affen und die Bären. Zuerst in den „Belustigungen" vom Februar 1744.

Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

„Du," sprach die Bärin, „kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seid?
Nicht liegt's an Luft und Milch und nicht an Obst und Magen
Ihr tötet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt acht auf unsern jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns in Hitz' und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt."

* * *

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Eltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh' es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

33. Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zeus und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Merkur die lustige Gestalt,
So fühlt' er schon die Pflicht, dem Flüchtling beizuspringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
Du dauerst mich. Komm', hüpf' auf meine Schwingen!
Ich hoffe dich gut anzubringen.
Komm', Paphos sei dein Aufenthalt!"
Schnell bracht' er ihn zur Venus kleinem Knaben.
„Hier, Gott Cupido," fing er an,
„Schickt Ihnen Zeus den angenehmsten Mann,
Der schärfer als Sie sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben."

Der Leichtsinn. Zuerst in den „Belustigungen" vom September 1741 unter der Aufschrift „Der Unbedacht". — 12. zur = zu der (Genitiv).

Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

---

34. Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doktor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genötigt wär', ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ er's lieber sein.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen
Und rief den Priester in sein Haus
Und bat sich zu verschiednen Malen,
Denn dafür durft' er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt' ihn itzt verlassen.
„Ach! bet' Er," sprach der Greis, „Gott wird's zu Herzen fassen,
Und komm' ich von dem Lager auf,
So geb' ich ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen."

Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wann er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt' einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird geruft. „Ich weiß wohl," sprach der Greis,
„Was ich Ihm einst gered't, wenn Er's gleich nicht mehr weiß.
Hier seh' Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig' Ihm nur die seltnen Arten.

Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werte;
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescherte,
So hab' ich ein Gelübd' gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt' ich hundert Jahre leben.

„Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab' ich, glaub' Er mir's, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen;
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweidrittel stehen;
Da les' Er eins für Seine Kinder aus
Und bitt' Er Gott um Segen für mein Haus!"

---

35. Das Testament.

„Sohn," fing der Vater an, indem er sterben wollte,
„Wie ruhig schlief ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
Du bist es wert; und wirst es sein.
Hier hast du meinen letzten Willen.
Sobald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf und such' ihn zu erfüllen;
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dies, so will ich freudig sterben."

Der Vater starb; und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf
Und las: „Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setz' ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunsch war meine Pflicht. Bei tausend Hindernissen
Befliß ich stets mich auf ein gut Gewissen.

42. Zweidrittel, zwei Drittel Thaler, zwei Mark.

Verstrich ein Tag, so fing ich zu mir an:
Der Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan?
Und bist du weiser als am Morgen?
Dies, lieber Sohn, dies waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
So lernt' ich mich mit Wenigem begnügen
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht' ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wird's die Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichtum? Nein! Das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum sei vergnügt, wenn du dir dies erwirbst.
So dacht' ich, liebster Sohn! so sucht' ich auch zu leben.
Und dieses Glück kannst du, mit Gott, dir selber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaffner Mann zu sein"

---

36. Krispin und Krispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind leider schon sehr alte Klagen,
Die man uns oft zu lesen gab.
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattin plagen,
Sind dies nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger singt sie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht.
Doch daß der Mann mit seinem Weibe
Oft als mit einer Sklavin spricht,
Wie selten straft dies ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann.

Doch sollte man daraus nicht schließen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber sorgt der Mann sich grau.
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dies manche Frau!
Daß bei dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dies ist vielleicht nicht selten wahr.
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beispiel Thorheit lehren
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar;
Und dennoch ist's nicht selten wahr.

Drum, Männer, lest ihr, wie Krispine
So herzlich den Krispin gehaßt:
So legt's nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Last.
Und seid ihr selbst unglückliche Krispine,
So denkt, wenn euch Krispine haßt:
Ob ich's vielleicht wohl gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thut's auch Krispine.

* * *

Krispine starb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Krispin, ihr Mann, schon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach,
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber sagen,
Der Zorn hätt' ihn dahingerafft;
Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.

Genug, er starb und ward, weil er's so haben wollte,
Daß sein Gebein bei der verwesen sollte,

Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in Einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeinet,
Was nach der Zeit mehr als zu oft geschehn.
Die Frau ließ sich bei ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn.
Der Küster und des Küsters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
Denn allemal ließ sich Krispine sehn
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagt's den neunten Tag
Und ruft die sämtlichen Krispinen,
Macht dreimal erst das Kreuz und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh' der Sel'gen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?“ —
„Nichts,“ fing die Freundschaft an, „nichts als den Leichenstein.“ —
„Das,“ ruft der Küster, „wird es sein.“

Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwei Herzen in den Stein
Und diese Schrift vom Küster ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar voll gleicher Lieb' und Treue;
Der Tod, der sie getrennt, vereinte sie aufs neue.“

Nun wird die Frau doch ruhig sein?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr und mit noch bängern Mienen
Und lief dem guten Küster nach
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach,
Dies war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg versehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er und sie zur linken Seite.

60. Lauten, ältere Form für läuten. — 64. Die ganze Familie der Krispine.

„Nein," schrie der Küster, „umgekehrt!
Ihr, Totengräber, seid nicht wert —"

Der Sarg ward umgesetzt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dies ist der Schönen Fehler nicht.
Und ist er's ja, wie mancher Spötter spricht:
So ist er's doch im Grabe nicht.

Krispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen.
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht den Totengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in beider Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

---

37. Der Jüngling und der Greis.

„Wie fang ich's an, um mich empor zu schwingen?"
Fragt' einst ein Jüngling einen Greis.
„Der Mittel," fing er an, „um es recht hoch zu bringen,
Sind zwei bis drei, so viel ich weiß.
Seid tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh' und von Vergnügen
Und durstig nach der Ehre war.
Seid weise, Sohn! Den Niedrigsten auf Erden
Ist's oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden:
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dies sind die Mittel großer Seelen." —
„Doch sie sind schwer. Ich will's Ihm nicht verhehlen,
Ich habe leichtere gehofft." —
„Gut," sprach der Greis, „wollt Ihr ein leichtres wählen:
So seid ein Narr; auch Narren steigen oft."

Geistliche Oden und Lieder.

1. Bitten.

Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit
Und eilst, uns beizustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk' auf mein Wort;
Denn ich will vor dir beten!

Ich bitte nicht um Überfluß
Und Schätze dieser Erden.
Laß mir, so viel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden.
Gieb mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr' und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren;
Des guten Namens Eigentum
Laß mich nur nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm sei meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht
Und frommer Freunde Liebe.

So bitt' ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben.
Im Glücke Demut, Mut in Not,
Das wollest du mir geben.
In deiner Hand steht meine Zeit:
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden.

Bitten. Melodie: „Es ist das Heil uns kommen her" u. s. w.

2. Die Ehre Gottes aus der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kömmt und leuchtet und lacht uns von ferne
Und läuft den Weg gleich als ein Held.

Vernimm's und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gieb ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertraun.

Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich.
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bin's! Mich liebe von ganzem Gemüte
Und nimm an meiner Gnade teil.

---

3. Prüfung am Abend.

Der Tag ist wieder hin, und diesen Teil des Lebens,
Wie hab' ich ihn verbracht? Verstrich er mir vergebens?
Hab' ich mit allem Ernst dem Guten nachgestrebt?
Hab' ich vielleicht nur mir, nicht meiner Pflicht gelebt?

Prüfung am Abend. Melodie: „O Gott, du frommer Gott" u. s. w.

War's in der Furcht des Herrn, daß ich ihn angefangen?
Mit Dank und mit Gebet, mit eifrigem Verlangen,
Als ein Geschöpf von Gott der Tugend mich zu weihn
Und züchtig und gerecht und Gottes Freund zu sein?

Hab' ich in dem Beruf, den Gott mir angewiesen,
Durch Eifer und durch Fleiß ihn, diesen Gott, gepriesen;
Mir und der Welt genützt und jeden Dienst gethan,
Weil ihn der Herr gebot, nicht weil mich Menschen sahn?

Wie hab' ich diesen Tag mein eigen Herz regieret?
Hat mich im stillen oft ein Blick auf Gott gerühret?
Erfreut' ich mich des Herrn, der unser Flehn bemerkt?
Und hab' ich im Vertraun auf ihn mein Herz gestärkt?

Dacht' ich bei dem Genuß der Güter dieser Erden
An den Allmächtigen, durch den sie sind und werden?
Verehrt' ich ihn im Staub? Empfand ich seine Huld?
Trug ich das Glück mit Dank, den Unfall mit Geduld?

Und wie genoß mein Herz des Umgangs süße Stunden?
Fühlt' ich der Freundschaft Glück, sprach ich, was ich empfunden?
War auch mein Ernst noch sanft, mein Scherz noch unschuldsvoll?
Und hab' ich nichts gered't, das ich bereuen soll?

Hab' ich die Meinigen durch Sorgfalt mir verpflichtet,
Sie durch mein Beispiel still zum Guten unterrichtet?
War zu des Mitleids Pflicht mein Herz nicht zu bequem?
Ein Glück, das andre traf, war dies mir angenehm?

War mir der Fehltritt leid, sobald ich ihn begangen?
Bestritt ich auch in mir ein unerlaubt Verlangen?
Und wenn in dieser Nacht Gott über mich gebeut,
Bin ich, vor ihm zu stehn, auch willig und bereit?

Gott, der du alles weißt, was könnt' ich dir verhehlen?
Ich fühle täglich noch die Schwachheit meiner Seelen.
Vergieb durch Christi Blut mir die verletzte Pflicht;
Vergieb und gehe du nicht mit mir ins Gericht.

Ja, du verzeihest dem, den seine Sünden kränken;
Du liebst Barmherzigkeit und wirst auch mir sie schenken.
Auch diese Nacht bist du der Wächter über mir;
Leb' ich, so leb' ich dir, sterb' ich, so sterb' ich dir!

4. Gelassenheit.

Was ist's, daß ich mich quäle?
Harr' seiner, meine Seele,
Harr' und sei unverzagt!
Du weißt nicht, was dir nützet:
Gott weiß es, und Gott schützet;
Er schützet den, der nach ihm fragt.

Er zählte meine Tage,
Mein Glück und meine Plage,
Eh' ich die Welt noch sah.
Eh' ich mich selbst noch kannte,
Eh' ich ihn Vater nannte,
War er mir schon mit Hülfe nah'.

Die kleinste meiner Sorgen
Ist dem Gott nicht verborgen,
Der alles sieht und hält;
Und was er mir beschieden,
Das dient zu meinem Frieden,
Wär's auch die größte Last der Welt.

Ich lebe nicht auf Erden,
Um glücklich hier zu werden;
Die Lust der Welt vergeht.
Ich lebe hier, im Segen
Den Grund zum Glück zu legen,
Das ewig, wie mein Geist, besteht.

Was dieses Glück vermehret,
Sei mir von dir gewähret!
Gott, du gewährst es gern.

Gelassenheit. Melodie: „In allen meinen Thaten" u. s. w.

Was dieses Glück verletzet,
Wenn's alle Welt auch schätzet,
Sei, Herr, mein Gott, mir ewig fern!

Sind auch der Krankheit Plagen,
Der Mangel schwer zu tragen,
Noch schwerer Haß und Spott:
So harr' ich und bin stille
Zu Gott; denn nicht mein Wille,
Dein Wille nur gescheh', o Gott!

Du bist der Müden Stärke,
Und aller deiner Werke
Erbarmst du ewig dich.
Was kann mir widerfahren,
Wenn Gott mich will bewahren?
Und er, mein Gott, bewahret mich.

---

5. Wider den Übermut.

Was ist mein Stand, mein Glück und jede gute Gabe?
Ein unverdientes Gut.
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Übermut.

Wenn ich vielleicht der Welt mehr als mein Nächster nütze;
Wer gab mir Kraft dazu?
Und wenn ich mehr Verstand, als er besitzt, besitze;
Wer gab mir ihn als du?

Wenn mir ein größer Glück, als ihn erfreut, begegnet;
Bin ich ein beßrer Knecht?
Giebt deine Gütigkeit, die mich vor andern segnet,
Mir wohl zum Stolz ein Recht?

Wenn ich, geehrt und groß, in Würden mich erblicke;
Gott, wer erhöhte mich?
Ist nicht mein Nächster oft bei seinem kleinern Glücke
Viel würdiger als ich?

Wie könnt' ich mich, o Gott! des Guten überheben
Und meines schwachen Lichts?
Was ich besitz', ist dein. Du sprichst! so bin ich Leben;
Du sprichst! so bin ich Nichts.

Von dir kömmt das Gedeihn und jede gute Gabe
Von dir, du höchstes Gut!
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Übermut.

---

6. Osterlied.

Erinnre dich, mein Geist, erfreut
Des hohen Tags der Herrlichkeit;
Halt im Gedächtnis Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist!

Fühl' alle Dankbarkeit für ihn,
Als ob er heute dir erschien',
Als spräch' er: Friede sei mit dir!
So freue dich, mein Geist, in mir.

Schau' über dich und bet' ihn an.
Er mißt den Sternen ihre Bahn;
Er lebt und herrscht mit Gott vereint
Und ist dein König und dein Freund.

Macht, Ruhm und Hoheit immerdar
Dem, der da ist, und der da war!
Sein Name sei gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

O Glaube, der das Herz erhöht!
Was ist der Erde Majestät,
Wenn sie mein Geist mit der vergleicht,
Die ich durch Gottes Sohn erreicht?

Vor seinem Thron, in seinem Reich,
Unsterblich, heilig, Engeln gleich

Osterlied. Melodie: „Vom Himmel hoch da komm' ich her" u. s. w.

Und ewig, ewig selig sein;
Herr, welche Herrlichkeit ist mein!

Mein Herz erliegt froh unter ihr;
Lieb' und Verwundrung kämpft in mir,
Und voll von Ehrfurcht, Dank und Pflicht,
Fall' ich, Gott, auf mein Angesicht.

Du, der du in den Himmeln thronst,
Ich soll da wohnen, wo du wohnst?
Und du erfüllst einst mein Vertraun,
In meinem Fleische dich zu schaun?

Ich soll, wenn du, des Lebens Fürst,
In Wolken göttlich kommen wirst,
Erweckt aus meinem Grabe gehn
Und rein zu deiner Rechten stehn?

Mit Engeln und mit Seraphim,
Mit Thronen und mit Cherubim,
Mit allen Frommen aller Zeit
Soll ich mich freun in Ewigkeit?

Zu welchem Glück, zu welchem Ruhm
Erhebt uns nicht das Christentum!
Mit dir gekreuzigt, Gottes Sohn,
Sind wir auch auferstanden schon.

Nie komm' es mir aus meinem Sinn,
Was ich, mein Heil, dir schuldig bin;
Damit ich mich, in Liebe treu,
Zu deinem Bilde stets erneu'.

Er ist's, der alles in uns schafft,
Sein ist das Reich, sein ist die Kraft.
Halt' im Gedächtnis Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist.

7. Die Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht!
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmut mich geleitet?
Er, dessen Rat ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer giebt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genießen?
Ist's nicht sein Arm, der alles schafft?

Schau', o mein Geist! in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist;
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
Durch Gottes Güte sind sie dein.
Sieh', darum mußte Christus leiden,
Damit du könntest selig sein.

Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren?
Und seine Güte nicht verstehn?
Er sollte rufen, ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will' ist mir ins Herz geschrieben;
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
Gott soll ich über alles lieben
Und meinen Nächsten gleich als mich.

Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille.
Ich soll vollkommen sein wie er.

So lang ich dies Gebot erfülle,
Stell' ich sein Bildnis in mir her.
Lebt seine Lieb' in meiner Seele:
So treibt sie mich zu jeder Pflicht.
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott! laß deine Güt' und Liebe
Mir immerdar vor Augen sein!
Sie stärk' in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und sie besieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

---

8. Der thätige Glaube.

Wer Gottes Wort nicht hält, und spricht:
Ich kenne Gott! der trüget;
In solchem ist die Wahrheit nicht,
Die durch den Glauben sieget.
Wer aber sein Wort gläubt und hält,
Der ist von Gott, nicht von der Welt.

Der Glaube, den sein Wort erzeugt,
Muß auch die Liebe zeugen.
Je höher dein Erkenntnis steigt;
Je mehr wird diese steigen,
Der Glaub' erleuchtet nicht allein;
Er stärkt das Herz und macht es rein.

Durch Jesum rein von Missethat,
Sind wir nun Gottes Kinder.
Wer solche Hoffnung zu ihm hat,
Der flieht den Rat der Sünder;
Folgt Christi Beispiel als ein Christ
Und reinigt sich, wie er rein ist.

Der thätige Glaube. Melodie: „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt'" u. s. w.

Alsdann bin ich Gott angenehm,
Wenn ich Gehorsam übe.
Wer die Gebote hält, in dem
Ist wahrlich Gottes Liebe.
Ein täglich thätig Christentum,
Das ist des Glaubens Frucht und Ruhm.

Der bleibt in Gott und Gott in ihm,
Wer in der Liebe bleibet.
Die Lieb' ist's, die die Cherubim,
Gott zu gehorchen, treibet.
Gott ist die Lieb'; an seinem Heil
Hat ohne Liebe niemand teil.

---

9. Warnung vor der Wollust.

Der Wollust Reiz zu widerstreben,
Dies, Jugend, liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit sein.
Entflieh' der schmeichelnden Begierde;
Sie raubet dir des Herzens Zierde,
Und ihre Freuden werden Pein.

Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis' und Trank dein Herz beschweren
Und sei ein Freund der Nüchternheit.
Versage dir, dich zu besiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen
Und steure deiner Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebieten;
Und sei, die Wollust zu verhüten,
Stets schamhaft gegen deinen Leib.
Entflieh' des Witzlings freien Scherzen
Und such' im Umgang edler Herzen
Dir Beispiel, Witz und Zeitvertreib.

Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Bösewichts.

Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäfte.
Entzieh' der Wollust ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angesichts.

Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen:
So wach' auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh' er die Freiheit dir verwehrt.
Ihn bald in der Geburt ersticken,
Ist leicht; schwer ist's, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.

Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freier;
Und oft wird ein verbotnes Feuer
Aus dem, was anfangs Freundschaft war.

Dein fühlend Herz wird sich's verzeihen;
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt.

Doch nein, du sollst sie nicht entehren,
Du sollst dir stets die That verwehren;
Ist drum dein Herz schon tugendhaft?
Ist's Sünde nur, die That vollbringen?
Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft?

Begierden sind es, die uns schänden;
Und ohne daß wir sie vollenden,
Verletzen wir schon unsre Pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht errötest,
Nicht durch den Geist die Lüste tötest:
So rühme dich der Keuschheit nicht!

Erfülle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unschuld ist der Seele Glück.
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu' bringt sie zurück.

Denk' oft bei dir: Der Wollust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch vor der Welt ein Spott.
Und könnt' ich auch in Finsternissen
Den Greul der Wollust ihr verschließen:
So sieht und findet mich doch Gott.

Die Wollust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dies ihr Glück erwerben.
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer seinen Tempel hier verderbt.

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend;
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.

So rächt die Wollust an dem Frechen
Früh oder später die Verbrechen
Und züchtigt dich mit harter Hand.
Ihr Gift wird dein Gewissen quälen;
Sie raubet dir das Licht der Seelen
Und lohnet dir mit Unverstand.

Sie raubt dem Herzen Mut und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab;
Und unter deiner Lüste Bürde
Sinkst du von eines Menschen Würde
Zur Niedrigkeit des Tiers herab.

Drum fliehe vor der Wollust Pfade
Und wach' und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an.
Erzittre vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

10. Morgengesang.

Mein erst Gefühl sei Preis und Dank;
  Erheb' ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang;
  Lobsing' ihm, meine Seele!

Mich selbst zu schützen, ohne Macht,
  Lag ich und schlief im Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht
  Und Ruhe für die Müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
  Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß
  Und schützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
  Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
  Die Seele zu erwecken?

Du bist es, Herr und Gott der Welt,
  Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält
  Und mir's itzt neu gegeben.

Gelobet seist du, Gott der Macht,
  Gelobt sei deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
  Mich dieses Tags erfreue.

Morgengesang. Melodie: „Ich dank' dir schon durch deinen Sohn" u. s. w.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen;
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele.
Sei mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gieb mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb' und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn' und willig thue.

Daß ich als ein getreuer Knecht
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich, dem Nächsten beizustehn,
Nie Fleiß und Arbeit scheue,
Mich gern an andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließe.

11. Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Preis des Schöpfers. Melodie: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut" u. s. w.

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer schließt den Schoß der Erden auf,
Mit Vorrat uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit!
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen!

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand,
Dich zu erkennen, leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt' und Größe.

Erheb' ihn ewig, o mein Geist!
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sei gepreist,
Und alle Welt sag' Amen!
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn
Und hoff' auf ihn und dien' ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

12. Lied am Geburtstage.

Dir dank' ich heute für mein Leben;
Am Tage, da du mir's gegeben,
Dank' ich dir, Gott, dafür.
Durch freie Gnad' allein bewogen,
Hast du mich aus dem Nichts gezogen;
Durch deine Güte bin ich hier.

Du hast mich wunderbar bereitet,
An deiner Rechten mich geleitet
Bis diesen Augenblick.
Du gabst mir tausend frohe Tage,
Verwandeltest selbst meine Klage
Und meine Leiden in mein Glück.

Ich bin der Treue zu geringe,
Mit der du, Schöpfer aller Dinge,
Stets über mich gewacht.
O Gott! damit ich glücklich werde,
Hast du an mich, mich Staub und Erde,
Von Ewigkeit her schon gedacht!

Du sahst und hörtest schon mein Sehnen,
Und zähltest alle meine Thränen,
Eh' ich bereitet war;
Und wogst, eh' ich zu sein begonnte,
Eh' ich zu dir noch rufen konnte,
Mir mein bescheiden Teil schon dar.

Du ließt mich Gnade vor dir finden:
Und sahst doch alle meine Sünden
Vorher von Ewigkeit.
O welche Liebe! welch Erbarmen!
Der Herr der Welt sorgt für mich Armen
Und ist ein Vater, der verzeiht.

Für alle Wunder deiner Treue,
Für alles, dessen ich mich freue,
Lobsinget dir mein Geist.

Er selber ist dein größt Geschenke;
Dein ist's, daß ich durch ihn dich denke,
Und dein, daß er dich heute preist.

Daß du mein Leben mir gefristet,
Mit Stärk' und Kraft mich ausgerüstet,
Dies, Vater, dank' ich dir;
Daß du mich wunderbar geführet,
Mit deinem Geiste mich regieret,
Dies alles, Vater, dank' ich dir.

Soll ich, o Gott! noch länger leben:
So wirst du, was mir gut ist, geben;
Du giebst's, ich hoff' auf dich.
Dir, Gott, befehl' ich Leib und Seele.
Der Herr Herr, dem ich sie befehle,
Der segne und behüte mich.

13. Vom Worte Gottes.

Gott ist mein Hort!
Und auf sein Wort
Soll meine Seele trauen.
Ich wandle hier,
Mein Gott, vor dir
Im Glauben, nicht im Schauen.

Dein Wort ist wahr;
Laß immerdar
Mich seine Kräfte schmecken.
Laß keinen Spott,
O Herr, mein Gott,
Mich von dem Glauben schrecken!

Wo hätt' ich Licht,
Wofern mich nicht
Dein Wort die Wahrheit lehrte?

Vom Worte Gottes. Melodie: „Ach Gott und Herr" u. s. w.

Gott, ohne sie
Verstünd' ich nie,
Wie ich dich würdig ehrte.

Dein Wort erklärt
Der Seele Wert,
Unsterblichkeit und Leben.
Zur Ewigkeit
Ist diese Zeit
Von dir mir übergeben.

Dein ew'ger Rat,
Die Missethat
Der Sünder zu versühnen;
Den kennt' ich nicht,
Wär' mir dies Licht
Nicht durch dein Wort erschienen.

Nun darf mein Herz
In Reu' und Schmerz
Der Sünden nicht verzagen;
Nein, du verzeihst,
Lehrst meinen Geist
Ein gläubig Abba sagen.

Mich zu erneun,
Mich dir zu weihn,
Ist meines Heils Geschäfte.
Durch meine Müh'
Vermag ich's nie;
Dein Wort giebt mir die Kräfte.

Herr, unser Hort,
Laß uns dies Wort!
Denn du hast's uns gegeben.
Es sei mein Teil,
Es sei mir Heil
Und Kraft zum ew'gen Leben!

14. Weihnachtslied.

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd' in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!

Die Völker haben dein geharrt,
Bis daß die Zeit erfüllet ward;
Da sandte Gott von seinem Thron
Das Heil der Welt, dich, seinen Sohn.

Wenn ich dies Wunder fassen will:
So steht mein Geist vor Ehrfurcht still;
Er betet an, und er ermißt,
Daß Gottes Lieb' unendlich ist.

Damit der Sünder Gnad' erhält,
Erniedrigst du dich, Herr der Welt,
Nimmst selbst an unsrer Menschheit teil,
Erscheinst im Fleisch und wirst uns Heil.

Dein König, Zion, kömmt zu dir.
„Ich komm', im Buche steht von mir;
Gott, deinen Willen thu' ich gern."
Gelobt sei, der da kömmt im Herrn!

Herr, der du Mensch geboren wirst,
Immanuel und Friedefürst,
Auf den die Väter hoffend sahn,
Dich, Gott Messias, bet' ich an.

Du, unser Heil und höchstes Gut,
Vereinest dich mit Fleisch und Blut,
Wirst unser Freund und Bruder hier,
Und Gottes Kinder werden wir.

Gedanke voller Majestät!
Du bist es, der das Herz erhöht.
Gedanke voller Seligkeit!
Du bist es, der das Herz erfreut.

Weihnachtslied. Melodie: „Vom Himmel hoch da komm' ich her" u. s. w.

Durch Eines Sünde fiel die Welt.
Ein Mittler ist's, der sie erhält.
Was zagt der Mensch, wenn der ihn schützt,
Der in des Vaters Schoße sitzt?

Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt,
Den Tag der heiligsten Geburt;
Und Erde, die ihn heute sieht,
Sing' ihm, dem Herrn, ein neues Lied!

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd' in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!

---

15. Gottes Macht und Vorsehung.

Gott ist mein Lied!
Er ist der Gott der Stärke;
Hehr ist sein Nam', und groß sind seine Werke,
Und alle Himmel sein Gebiet.

Er will und spricht's:
So sind und leben Welten.
Und er gebeut: so fallen durch sein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.

Licht ist sein Kleid
Und seine Wahl das Beste;
Er herrscht als Gott, und seines Thrones Feste
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

Unendlich reich,
Ein Meer von Seligkeiten,
Ohn' Anfang Gott und Gott in ew'gen Zeiten!
Herr aller Welt, wer ist dir gleich?

Was ist und war,
In Himmel, Erd' und Meere
Das kennet Gott, und seiner Werke Heere
Sind ewig vor ihm offenbar.

Er ist um mich,
Schafft, daß ich sicher ruhe;
Er schafft, was ich vor oder nachmals thue,
Und er erforschet mich und dich.

Er ist dir nah',
Du sitzest oder gehest;
Ob du ans Meer, ob du gen Himmel flöhest:
So ist er allenthalben da.

Er kennt mein Flehn
Und allen Rat der Seele.
Er weiß, wie oft ich Gutes thu' und fehle,
Und eilt, mir gnädig beizustehn.

Er wog mir dar,
Was er mir geben wollte,
Schrieb auf sein Buch, wie lang ich leben sollte,
Da ich noch unbereitet war.

Nichts, nichts ist mein,
Das Gott nicht angehöre.
Herr, immerdar soll deines Namens Ehre,
Dein Lob in meinem Munde sein!

Wer kann die Pracht
Von deinen Wundern fassen?
Ein jeder Staub, den du hast werden lassen,
Verkündigt seines Schöpfers Macht.

Der kleinste Halm
Ist deiner Weisheit Spiegel.
Du, Luft und Meer, ihr Auen, Thal und Hügel,
Ihr seid sein Loblied und sein Psalm!

Du tränkst das Land,
Führst uns auf grüne Weiden;
Und Nacht und Tag und Korn und Wein und Freuden
Empfangen wir aus deiner Hand.

Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;

Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?

Ist Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden:
So frag' ich nichts nach Himmel und nach Erden
Und biete selbst der Hölle Trutz.

---

16. Die Liebe des Nächsten.

So jemand spricht: Ich liebe Gott!
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott
Und reißt sie ganz darnieder.
Gott ist die Lieb' und will, daß ich
Den Nächsten liebe gleich als mich.

Wer dieser Erden Güter hat
Und sieht die Brüder leiden
Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden:
Der ist ein Feind der ersten Pflicht
Und hat die Liebe Gottes nicht.

Wer seines Nächsten Ehre schmäht
Und gern sie schmähen höret;
Sich freut, wenn sich sein Feind vergeht,
Und nichts zum Besten kehret;
Nicht dem Verleumder widerspricht:
Der liebt auch seinen Bruder nicht.

Wer zwar mit Rat, mit Trost und Schutz
Den Nächsten unterstützet,
Doch nur aus Stolz, aus Eigennutz,
Aus Weichlichkeit ihm nützet;
Nicht aus Gehorsam, nicht aus Pflicht:
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Die Liebe des Nächsten. Melodie: „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt'" u. s. w.

Wer harret, bis, ihn anzuflehn,
Ein Dürft'ger erst erscheinet,
Nicht eilt, dem Frommen beizustehn,
Der im Verborgnen weinet;
Nicht gütig forscht, ob's ihm gebricht:
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Wer andre, wenn er sie beschirmt,
Mit Härt' und Vorwurf quälet
Und ohne Nachsicht straft und stürmt,
Sobald sein Nächster fehlet:
Wie bleibt bei seinem Ungestüm
Die Liebe Gottes wohl in ihm?

Wer für der Armen Heil und Zucht
Mit Rat und That nicht wachet,
Dem Übel nicht zu wehren sucht,
Das oft sie dürftig machet;
Nur sorglos ihnen Gaben giebt:
Der hat sie wenig noch geliebt.

Wahr ist es, du vermagst es nicht,
Stets durch die That zu lieben.
Doch bist du nur geneigt, die Pflicht
Getreulich auszuüben,
Und wünschest dir die Kraft dazu
Und sorgst dafür: so liebest du.

Ermattet dieser Trieb in dir:
So such' ihn zu beleben.
Sprich oft: Gott ist die Lieb', und mir
Hat er sein Bild gegeben.
Denk' oft: Gott, was ich bin, ist dein;
Sollt' ich, gleich dir, nicht gütig sein?

Wir haben Einen Gott und Herrn,
Sind Eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächsten gern;
Denn wir sind alle Brüder.
Gott schuf die Welt nicht bloß für mich;
Mein Nächster ist sein Kind, wie ich.

Ein Heil ist unser aller Gut.
Ich sollte Brüder hassen,
Die Gott durch seines Sohnes Blut
So hoch erkaufen lassen?
Daß Gott mich schuf und mich versühnt,
Hab' ich dies mehr als sie verdient?

Du schenkst mir täglich so viel Schuld,
Du Herr von meinen Tagen!
Ich aber sollte nicht Geduld
Mit meinen Brüdern tragen?
Dem nicht verzeihn, dem du vergiebst,
Und den nicht lieben, den du liebst?

Was ich den Frommen hier gethan,
Dem Kleinsten auch von diesen,
Das sieht er, mein Erlöser, an,
Als hätt' ich's ihm erwiesen.
Und ich, ich sollt' ein Mensch noch sein
Und Gott in Brüdern nicht erfreun?

Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig ist, der nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Drum gieb mir, Gott! durch deinen Geist
Ein Herz, das dich durch Liebe preist.

---

17. Abendlied.

Für alle Güte sei gepreist,
Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist!
Ihr bin ich zu geringe.
Vernimm den Dank,
Den Lobgesang,
Den ich dir kindlich bringe.

Abendlied. Melodie: „Mit meinem Gott geh' ich zur Ruh'" u. s. w.

Du nahmst dich meiner herzlich an,
Hast Großes heut' an mir gethan,
Mir mein Gebet gewähret;
Hast väterlich
Mein Haus und mich
Beschützet und genähret.

Herr, was ich bin, ist dein Geschenk;
Der Geist, mit dem ich dein gedenk',
Ein ruhiges Gemüte;
Was ich vermag
Bis diesen Tag,
Ist alles deine Güte.

Sei auch nach deiner Lieb' und Macht
Mein Schutz und Schirm in dieser Nacht;
Vergieb mir meine Sünden.
Und kömmt mein Tod,
Herr Zebaoth,
So laß mich Gnade finden.

18. Am Kommuniontage.

Ich komme, Herr, und suche dich
Mühselig und beladen.
Gott, mein Erbarmer, würd'ge mich
Des Wunders deiner Gnaden.
Ich liege hier vor deinem Thron,
Sohn Gottes und des Menschen Sohn,
Mich deiner zu getröften.
Ich fühle meiner Sünden Müh';
Ich suche Ruh' und finde sie
Im Glauben der Erlösten.

Dich bet' ich zuversichtlich an,
Du bist das Heil der Sünder.
Du hast die Handschrift abgethan,
Und wir sind Gottes Kinder.

Am Kommuniontage. Melodie: „O König, dessen Majestät" u. s. w.

Ich denk' an deines Leidens Macht
Und an dein Wort: Es ist vollbracht!
Du hast mein Heil verdienet.
Du hast für mich dich dargestellt.
Gott war in dir und hat die Welt
In dir mit sich versühnet.

So freue dich, mein Herz, in mir!
Er tilget deine Sünden
Und läßt an seiner Tafel hier
Dich Gnad' um Gnade finden.
Du rufst, und er erhört dich schon,
Spricht liebreich: Sei getrost, mein Sohn!
Die Schuld ist dir vergeben.
Du bist in meinem Tod getauft,
Und du wirst dem, der dich erkauft,
Von ganzem Herzen leben.

Dein ist das Glück der Seligkeit;
Bewahr' es hier im Glauben,
Und laß durch keine Sicherheit
Dir deine Krone rauben.
Sieh', ich vereine mich mit dir;
Ich bin der Weinstock, bleib' an mir:
So wirst du Früchte bringen.
Ich helfe dir, ich stärke dich;
Und durch die Liebe gegen mich
Wird dir der Sieg gelingen.

Ja, Herr, mein Glück ist dein Gebot;
Ich will es treu erfüllen
Und bitte dich durch deinen Tod
Um Kraft zu meinem Willen.
Laß mich von nun an würdig sein,
Mein ganzes Herz dir, Herr, zu weihn
Und deinen Tod zu preisen.
Laß mich den Ernst der Heiligung
Durch eine wahre Besserung
Mir und der Welt beweisen!

19. Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Du klagst und fühlest die Beschwerden
Des Stands, in dem du dürftig lebst;
Du strebest, glücklicher zu werden,
Und siehst, daß du vergebens strebst.

Ja, klage! Gott erlaubt die Zähren;
Doch denk' im Klagen auch zurück.
Ist denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch stets ein wahres Glück?

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüter
Ist Tugend und Genügsamkeit.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last.

Gott ist der Herr, und seinen Segen
Verteilt er stets mit weiser Hand;
Nicht so, wie wir's zu wünschen pflegen,
Doch so, wie er's uns heilsam fand.

Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß seine Liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Besorge deines Stands Geschäfte
Und nütze deine Lebenszeit.

Bei Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung sehn,
Dies ist der Weg zu Ruh' und Leben.
Herr, lehre diesen Weg mich gehn!

20. Vom Tode.

Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil' ich zu dem Grabe;
Und was ist's, das ich vielleicht,
Das ich noch zu leben habe?
Denk', o Mensch, an deinen Tod;
Säume nicht; denn eins ist not.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.
Güter, die du hier erwirbst,
Würden, die dir Menschen gaben,
Nichts wird dich im Tod erfreun;
Diese Güter sind nicht dein.

Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewissen,
Das vor Gott dir Zeugnis giebt,
Wird dir deinen Tod versüßen;
Dieses Herz, von Gott erneut,
Ist des Todes Freudigkeit.

Wenn in deiner letzten Not
Freunde hülflos um dich beben:
Dann wird über Welt und Tod
Dich dies reine Herz erheben;
Dann erschreckt dich kein Gericht;
Gott ist deine Zuversicht.

Daß du dieses Herz erwirbst,
Fürchte Gott und bet' und wache.
Sorge nicht, wie früh du stirbst;
Deine Zeit ist Gottes Sache.
Lern' nicht nur den Tod nicht scheun,
Lern' auch seiner dich erfreun.

Überwind' ihn durch Vertraun,
Sprich: Ich weiß, an wen ich gläube,

Vom Tode. Melodie: „Jesus, meine Zuversicht" u. s. w.

Und ich weiß, ich werd' ihn schaun
Einst in diesem meinem Leibe.
Er, der rief: Es ist vollbracht!
Nahm dem Tode seine Macht.

Tritt im Geist zum Grab oft hin,
Siehe dein Gebein versenken;
Sprich: Herr, daß ich Erde bin,
Lehre du mich selbst bedenken;
Lehre du mich's jeden Tag,
Daß ich weiser werden mag!

21. Bußlied.

An dir allein, an dir hab' ich gesündigt
Und übel oft von dir gethan.
Du siehst die Schuld, die mir den Fluch verkündigt;
Sieh', Gott, auch meinen Jammer an.

Dir ist mein Flehn, mein Seufzen nicht verborgen,
Und meine Thränen sind vor dir.
Ach Gott, mein Gott, wie lange soll ich sorgen?
Wie lang entfernst du dich von mir?

Herr, handle nicht mit mir nach meinen Sünden,
Vergilt mir nicht nach meiner Schuld.
Ich suche dich; laß mich dein Antlitz finden,
Du Gott der Langmut und Geduld.

Früh wollst du mich mit deiner Gnade füllen,
Gott, Vater der Barmherzigkeit.
Erfreue mich um deines Namens willen;
Du bist ein Gott, der gern erfreut.

Laß deinen Weg mich wieder freudig wallen,
Und lehre mich dein heilig Recht,
Mich täglich thun nach deinem Wohlgefallen;
Du bist mein Gott, ich bin dein Knecht.

Herr, eile du, mein Schutz, mir beizustehen,
Und leite mich auf ebner Bahn.
Er hört mein Schrein, der Herr erhört mein Flehen
Und nimmt sich meiner Seelen an.

---

22. Versicherung der Gnade Gottes.

So hoff' ich denn mit festem Mut
Auf Gottes Gnad' und Christi Blut;
Ich hoff' ein ewig Leben.
Gott ist ein Vater, der verzeiht,
Hat mir das Recht zur Seligkeit
In seinem Sohn gegeben.

Herr, welch ein unaussprechlich Heil,
An dir, an deiner Gnade teil,
Teil an dem Himmel haben;
Im Herzen durch den Glauben rein,
Dich lieben und versichert sein
Von deines Geistes Gaben!

Dein Wort, das Wort der Seligkeit,
Wirkt göttliche Zufriedenheit,
Wenn wir es treu bewahren.
Es spricht uns Trost im Elend zu,
Versüßet uns des Lebens Ruh'
Und stärkt uns in Gefahren.

Erhalte mir, o Herr, mein Hort!
Den Glauben an dein göttlich Wort
Um deines Namens willen;
Laß ihn mein Licht auf Erden sein,
Ihn täglich mehr mein Herz erneun
Und mich mit Trost erfüllen!

Versicherung der Gnade Gottes. Melodie: „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn" u. s. w.

23. Abendlied.

Herr, der du mir das Leben
Bis diesen Tag gegeben,
Dich bet' ich kindlich an!
Ich bin viel zu geringe
Der Treue, die ich singe,
Und die du heut' an mir gethan.

Mit dankendem Gemüte
Freu' ich mich deiner Güte;
Ich freue mich in dir.
Du giebst mir Kraft und Stärke,
Gedeihn zu meinem Werke,
Und schaffst ein reines Herz in mir.

Gott, welche Ruh' der Seelen,
Nach deines Worts Befehlen
Einher im Leben gehn;
Auf deine Güte hoffen,
Im Geist den Himmel offen
Und dort den Preis des Glaubens sehn!

Ich weiß, an wen ich glaube,
Und nahe mich im Staube
Zu dir, o Gott, mein Heil!
Ich bin der Schuld entladen,
Ich bin bei dir in Gnaden,
Und in dem Himmel ist mein Teil.

Bedeckt mit deinem Segen,
Eil' ich der Ruh' entgegen;
Dein Name sei gepreist!
Mein Leben und mein Ende
Ist dein; in deine Hände
Befehl' ich, Vater, meinen Geist.

Abendlied. Melodie: „Nun ruhen alle Wälder" u. s. w.

24. Passionslied.

Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken,
Mich in das Meer der Liebe zu versenken,
Die dich bewog, von aller Schuld des Bösen
Uns zu erlösen!

Vereint mit Gott, ein Mensch gleich uns auf Erden
Und bis zum Tod am Kreuz gehorsam werden;
An unsrer Statt gemartert und zerschlagen,
Die Sünde tragen;

Welch wundervoll hochheiliges Geschäfte!
Sinn' ich ihm nach: so zagen meine Kräfte,
Mein Herz erbebt; ich seh' und ich empfinde
Den Fluch der Sünde.

Gott ist gerecht, ein Rächer alles Bösen.
Gott ist die Lieb' und läßt die Welt erlösen.
Dies kann mein Geist mit Schrecken und Entzücken
Am Kreuz erblicken.

Es schlägt den Stolz und mein Verdienst danieder,
Es stürzt mich tief, und es erhebt mich wieder;
Lehrt mich mein Glück, macht mich aus Gottes Feinde
Zu Gottes Freunde.

O Herr! mein Heil, an dessen Blut ich glaube,
Ich liege hier vor dir gebückt im Staube,
Verliere mich mit dankendem Gemüte
In deine Güte.

Sie übersteigt die menschlichen Gedanken;
Allein sollt' ich darum im Glauben wanken?
Ich bin ein Mensch; darf der sich unterwinden,
Gott zu ergründen?

Das Größt' in Gott ist Gnad' und Lieb' erweisen;
Uns kömmt es zu, sie demutsvoll zu preisen,
Zu sehn, wie hoch, wenn Gott uns Gnad' erzeiget,
Die Gnade steiget.

Passionslied. Melodie: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen" u. s. w.

Laß deinen Geist mich stets, mein Heiland, lehren,
Dein göttlich Kreuz im Glauben zu verehren;
Daß ich, getreu in dem Beruf der Liebe,
Mich christlich übe.

Das Gute thun, das Böse fliehn und meiden,
Herr, diese Pflicht lehrt mich dein heilig Leiden.
Kann ich zugleich das Böse mir erlauben
Und an dich glauben?

Da du dich selbst für mich dahin gegeben,
Wie könnt' ich noch nach meinem Willen leben?
Und nicht vielmehr, weil ich dir angehöre,
Zu deiner Ehre?

Ich sollte nicht, wenn Leiden dieser Erden,
Wenn Kreuz mich trifft, gelassnes Herzens werden,
Da du so viel für uns, die wir's verschuldet,
Liebreich erduldet?

Für welche du dein Leben selbst gelassen,
Wie könnt' ich sie, sie, meine Brüder, hassen?
Und nicht, wie du, wenn sie mich untertreten,
Für sie noch beten?

Ich will nicht Haß mit gleichem Haß vergelten,
Wenn man mich schilt, nicht rächend wiederschelten.
Du, Heiliger, du, Herr und Haupt der Glieder,
Schaltst auch nicht wieder.

Ein reines Herz, gleich deinem edlen Herzen,
Dies ist der Dank für deines Kreuzes Schmerzen.
Und Gott giebt uns die Kraft in deinem Namen,
Dich nachzuahmen.

Unendlich Glück! Du littest uns zu gute.
Ich bin versöhnt mit deinem teuren Blute.
Du hast mein Heil, da du für mich gestorben,
Am Kreuz erworben.

So bin ich denn schon selig hier im Glauben?
So wird mir nichts, nichts meine Krone rauben?

So werd' ich dort, von Herrlichkeit umgeben,
Einst ewig leben?

Ja, wenn ich stets der Tugend Pfad betrete,
Im Glauben kämpf', im Glauben wach' und bete:
So ist mein Heil schon so gewiß erstrebet,
Als Jesus lebet.

Lockt böse Lust mein Herz mit ihrem Reize:
So schrecke mich dein Wort, das Wort vom Kreuze.
Und werd' ich matt im Laufe guter Werke:
So sei mir's Stärke.

Seh' ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Ärgernis und eine Thorheit werden:
So sei's doch mir, trotz alles frechen Spottes!
Die Weisheit Gottes.

Gott, eile nicht, sie rächend zu zerschmettern;
Erbarme dich, wenn einer von den Spöttern
Sich spät bekehrt und den, den er geschmähet,
Um Gnade flehet.

Wenn endlich, Herr, mich meine Sünden kränken:
So laß dein Kreuz mir wieder Ruhe schenken;
Dein Kreuz, dies sei, wenn ich den Tod einst leide,
Mir Fried' und Freude!

---

25. In Krankheit.

Ich hab' in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden
Und Freuden ohne Zahl:
So will ich denn gelassen
Mich auch in Leiden fassen;
Welch Leben hat nicht seine Qual?

Ja, Herr, ich bin ein Sünder,
Und stets strafst du gelinder,
Als es der Mensch verdient.

In Krankheit. Melodie: „In allen meinen Thaten" u. s. w

Will ich, beschwert mit Schulden,
Kein zeitlich Weh erdulden,
Das doch zu meinem Besten dient?

Dir will ich mich ergeben,
Nicht meine Ruh', mein Leben
Mehr lieben als den Herrn.
Dir, Gott, will ich vertrauen
Und nicht auf Menschen bauen;
Du hilfst und du errettest gern.

Laß du mich Gnade finden,
Mich alle meine Sünden
Erkennen und bereun.
Itzt hat mein Geist noch Kräfte;
Sein Heil laß mein Geschäfte,
Dein Wort mir Trost und Leben sein.

Wenn ich in Christo sterbe:
Bin ich des Himmels Erbe.
Was schreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
Vertrau' ich deiner Gnade;
Du, Herr, bist bei mir in der Not.

Ich will dem Kummer wehren,
Gott durch Geduld verehren,
Im Glauben zu ihm flehn.
Ich will den Tod bedenken.
Der Herr wird alles lenken;
Und was mir gut ist, wird geschehn.

26. Vertrauen auf Gottes Vorsehung.

Auf Gott, und nicht auf meinen Rat,
Will ich mein Glücke bauen
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.

Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Melodie: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" u. s. w.

Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

Er sah von aller Ewigkeit,
Wieviel mir nützen würde,
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz?
Ist auch ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre?

Gott kennet, was mein Herz begehrt,
Und hätte, was ich bitte,
Mir gnädig, eh' ich's bat, gewährt,
Wenn's seine Weisheit litte.
Er sorgt für mich
Stets väterlich.
Nicht, was ich mir ersehe,
Sein Wille, der geschehe!

Ist nicht ein ungestörtes Glück
Weit schwerer oft zu tragen
Als selbst das widrige Geschick,
Bei dessen Last wir klagen?
Die größte Not
Hebt doch der Tod;
Und Ehre, Glück und Habe
Verläßt mich doch im Grabe.

An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt Gott es keinem fehlen;
Gesundheit, Ehre, Glück und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer Gottes Rat
Vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewissen
Die Trübsal auch versüßen.

Was ist des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald ist sie verschwunden!
Was ist das Leiden dieser Zeit?
Wie bald ist's überwunden!
Hofft auf den Herrn!
Er hilft uns gern:
Seid fröhlich, ihr Gerechten!
Der Herr hilft seinen Knechten.

---

27. Allgemeines Gebet.

Ich komme vor dein Angesicht,
Verwirf, o Gott, mein Flehen nicht;
Vergieb mir alle meine Schuld,
Du Gott der Gnaden und Geduld.

Schaff' du ein reines Herz in mir,
Ein Herz voll Lieb' und Furcht zu dir,
Ein Herz voll Demut, Preis und Dank,
Ein ruhig Herz mein Lebenlang.

Sei mein Beschützer in Gefahr;
Ich harre deiner immerdar.
Ist wohl ein Übel, das mich schreckt,
Wenn deine Rechte mich bedeckt?

Ich bin ja, Herr, in deiner Hand.
Von dir empfing ich den Verstand;
Erhalt' ihn mir, o Herr, mein Hort,
Und stärk' ihn durch dein göttlich Wort.

Laß, deines Namens mich zu freun,
Ihn stets vor meinen Augen sein.
Laß, meines Glaubens mich zu freun,
Ihn stets durch Liebe thätig sein.

Das ist mein Glück, was du mich lehrst.
Das sei mein Glück, daß ich zuerst

Allgemeines Gebet. Melodie: „Für deinen Thron tret' ich hiermit" u. s. w.

Nach deinem Reiche tracht' und treu
In allen meinen Pflichten sei!

Ich bin zu schwach aus eigner Kraft
Zum Siege meiner Leidenschaft;
Du aber ziehst mit Kraft mich an,
Daß ich den Sieg erlangen kann.

Gieb von den Gütern dieser Welt
Mir, Herr, so viel, als dir gefällt;
Gieb deinem Knecht ein mäßig Teil,
Zu seinem Fleiße Glück und Heil.

Schenkt deine Hand mir Überfluß:
So laß mich mäßig im Genuß
Und, dürft'ge Brüder zu erfreun,
Mich einen frohen Geber sein.

Gieb mir Gesundheit und verleih',
Daß ich sie nütz' und dankbar sei
Und nie aus Liebe gegen sie
Mich zaghaft einer Pflicht entzieh'.

Erwecke mir stets einen Freund,
Der's treu mit meiner Wohlfahrt meint,
Mit mir in deiner Furcht sich übt,
Mir Rat und Trost und Beispiel giebt.

Bestimmst du mir ein längres Ziel
Und werden meiner Tage viel:
So laß, Gott, meine Zuversicht,
Verlaß mich auch im Alter nicht.

Und wird sich einst mein Ende nahn:
So nimm dich meiner herzlich an
Und sei durch Christum, deinen Sohn,
Mein Schirm, mein Schild und großer Lohn!

28. Osterlied.

Jesus lebt, mit ihm auch ich.
Tod, wo sind nun deine Schrecken?
Er, er lebt und wird auch mich
Von den Toten auferwecken.
Er verklärt mich in sein Licht;
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, ihm ist das Reich
Über alle Welt gegeben;
Mit ihm werd' auch ich zugleich
Ewig herrschen, ewig leben.
Gott erfüllt, was er verspricht;
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, wer nun verzagt,
Lästert ihn und Gottes Ehre;
Gnade hat er zugesagt,
Daß der Sünder sich bekehre.
Gott verstößt in Christo nicht;
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, sein Heil ist mein;
Sein sei auch mein ganzes Leben.
Reines Herzens will ich sein
Und den Lüsten widerstreben.
Er verläßt den Schwachen nicht;
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, ich bin gewiß,
Nichts soll mich von Jesu scheiden,
Keine Macht der Finsternis,
Keine Herrlichkeit, kein Leiden.
Er giebt Kraft zu dieser Pflicht;
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, nun ist der Tod
Mir der Eingang in das Leben.

Osterlied. Melodie: „Jesus, meine Zuversicht" u. s. w.

Welchen Trost in Todesnot
Wird er meiner Seele geben,
Wenn sie gläubig zu ihm spricht:
Herr, Herr, meine Zuversicht!

29. Um Ergebung in den göttlichen Willen.

O Herr, mein Gott, durch den ich bin und lebe,
Gieb, daß ich mich in deinen Rat ergebe;
Laß ewig deinen Willen mein,
Und was du thust, mir teuer sein!

Du, du regierst, bist Weisheit, Lieb' und Stärke.
Du, Herr, erbarmst dich aller deiner Werke.
Was zag' ich einen Augenblick?
Du bist mein Gott und willst mein Glück.

Von Ewigkeit hast du mein Los entschieden.
Was du bestimmst, das dient zu meinem Frieden.
Du wogst mein Glück, du wogst mein Leid,
Und was du schickst, ist Seligkeit.

Gefällt es dir: so müsse keine Plage
Sich zu mir nahn; gieb mir zufriedne Tage.
Allein verwehrt's mein ewig Heil:
So bleibe nur dein Trost mein Teil.

Du giebst aus Huld uns dieser Erde Freuden;
Aus gleicher Huld verhängst du unsre Leiden.
Ist nur mein Weh nicht meine Schuld:
So zag' ich nicht. Du giebst Geduld.

Soll ich ein Glück, das du mir gabst, verlieren,
Und willst du, Gott, mich rauhe Wege führen:
So wirst du, denn du hörst mein Flehn,
Mir dennoch eine Hülf' ersehn.

Vielleicht muß ich nach wenig Tagen sterben.
Herr, wie du willst! Soll ich den Himmel erben,
Und dieser ist im Glauben mein,
Wie kann der Tod mir schrecklich sein?

30. Der Schutz der Kirche.

Wenn Christus seine Kirche schützt,
So mag die Hölle wüten.
Er, der zur Rechten Gottes sitzt,
Hat Macht, ihr zu gebieten.
Er ist mit Hülfe nah';
Wenn er gebeut, steht's da.
Er schützet seinen Ruhm
Und hält das Christentum:
Mag doch die Hölle wüten!

Gott sieht die Fürsten auf dem Thron
Sich wider ihn empören;
Denn den Gesalbten, seinen Sohn,
Den wollen sie nicht ehren.
Sie schämen sich des Worts,
Des Heilands, unsers Horts;
Sein Kreuz ist selbst ihr Spott;
Doch ihrer lachet Gott.
Sie mögen sich empören!

Der Frevler mag die Wahrheit schmähn;
Uns kann er sie nicht rauben.
Der Unchrist mag ihr widerstehn;
Wir halten fest am Glauben.
Gelobt sei Jesus Christ!
Wer hier sein Jünger ist,
Sein Wort von Herzen hält,
Dem kann die ganze Welt
Die Seligkeit nicht rauben.

Auf, Christen! die ihr ihm vertraut,
Laßt euch kein Drohn erschrecken!
Der Gott, der von dem Himmel schaut,
Wird uns gewiß bedecken.
Der Herr Herr Zebaoth
Hält über sein Gebot,

Der Schutz der Kirche. Melodie: „Ein feste Burg ist unser Gott" u. s. w.

Giebt uns Geduld in Not
Und Kraft und Mut im Tod;
Was will uns denn erschrecken?

---

31. Trost des ewigen Lebens.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit.
Dort, dort verwandelt sich die Klage
In göttliche Zufriedenheit.
Hier übt die Tugend ihren Fleiß;
Und jene Welt reicht ihr den Preis.

Wahr ist's, der Fromme schmeckt auf Erden
Schon manchen sel'gen Augenblick;
Doch alle Freuden, die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkommnes Glück.
Er bleibt ein Mensch, und seine Ruh'
Nimmt in der Seele ab und zu.

Bald stören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräusche dieser Welt;
Bald kämpft in seinem eignen Herzen
Ein Feind, der öfter siegt als fällt;
Bald sinkt er durch des Nächsten Schuld
In Kummer und in Ungeduld.

Hier, wo die Tugend öfters leidet,
Das Laster öfters glücklich ist,
Wo man den Glücklichen beneidet
Und des Bekümmerten vergißt;
Hier kann der Mensch nie frei von Pein,
Nie frei von eigner Schwachheit sein.

Hier such' ich's nur, dort werd' ich's finden;
Dort werd' ich, heilig und verklärt,
Der Tugend ganzen Wert empfinden,
Den unaussprechlich großen Wert;

Trost des ewigen Lebens. Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" u. s. w.

Den Gott der Liebe werd' ich sehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.

Da wird der Vorsicht heil'ger Wille
Mein Will' und meine Wohlfahrt sein,
Und lieblich Wesen, Heil die Fülle
Am Throne Gottes mich erfreun.
Dann läßt Gewinn stets auf Gewinn
Mich fühlen, daß ich ewig bin.

Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah,
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah;
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang.

Da werd' ich zu dem Throne dringen,
Wo Gott, mein Heil, sich offenbart;
Ein Heilig, Heilig, Heilig singen
Dem Lamme, das erwürget ward;
Und Cherubim und Seraphim
Und alle Himmel jauchzen ihm.

Da werd' ich in der Engel Scharen
Mich ihnen gleich und heilig sehn,
Das nie gestörte Glück erfahren,
Mit Frommen stets fromm umzugehn.
Da wird durch jeden Augenblick
Ihr Heil mein Heil, mein Glück ihr Glück.

Da werd' ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu millionen Malen
Noch segnen, daß er mir ihn wies;
Da find' ich in des Höchsten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand.

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:

Heil sei dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet; du!
O Gott, wie muß dies Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

Was seid ihr, Leiden dieser Erden,
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbart an uns soll werden
Von Ewigkeit zu Ewigkeit?
Wie nichts, wie gar nichts gegen sie
Ist doch ein Augenblick voll Müh'!

Register

sämtlicher in diesem Bande enthaltenen Fabeln, Erzählungen und geistlichen Lieder.

Fabeln und Erzählungen.

Geistliche Oden und Lieder.

Inhalt.

Geistliche Oden und Lieder.